Charles Abbé de Saint-Pierres Wirken im Dienste der Aufklärung

mit besonderer Berücksichtigung seiner pädagogischen Ansichten.

◇ ◇ ◇

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

der

Hohen Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig

vorgelegt von

Erwin Dietze
aus Dresden.

ACAD.
LUGD.BAT.
BIBL.

Langensalza
Druck von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann)
1914

Angenommen von der II. Sektion auf Grund der Gutachten der Herren *Spranger* und *Birch-Hirschfeld*.

Leipzig, den 30. Mai 1914.

Der Prokanzellar.
Kirchner.

Die Dissertation erscheint in unverändertem Wortlaut unter dem Titel: »Charles Abbé de Saint-Pierre« als selbständige Schrift im »Pädagogischen Magazin« (Heft 587). Verlag von Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann) in Langensalza.

Meinem Vater

und dem Andenken meiner Mutter

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41547019_0027

Inhalt.

Seite

Einleitung 1

I. Teil.

St. Pierres Weltanschauung und sein Wirken im Dienste der Aufklärung.

1. Kapitel: Lebensgang und Persönlichkeit 3

Die Familie Castel de St. Pierre. — St. P.s Erziehung in dem Jesuitenkolleg zu Caen. — Seine Absicht ins Kloster zu gehen. — Sein erstes Reformprojekt. — Die Übersiedlung nach Paris. — Seine Lieblingsstudien nicht Theologie, sondern Physik, Ethik, Politik. — Persönliche Bekanntschaften. — Eintritt in die Académie Française. — St. P. wird Almosenier von »Madame«. — Der Niedergang der politischen Verhältnisse. — Allgemeine Verurteilung der kriegerischen Politik Ludwigs XIV. — St. P.s Projekt des ewigen Friedens. — St. P. wird Abbé von Tiron. — Seine Teilnahme an den Friedensverhandlungen zu Utrecht. — Seine Bemühungen für das Friedensprojekt. — Die Anklagen gegen Ludwig XIV. in der »Polysynodie«. — Ausschluß St. P.s aus der Akademie. — Der Club de l'Entresol. — St. P.s Tätigkeit darin. — Die Auflösung des Clubs. — Das Ansehen St. P.s im Alter. — Sein Einfluß auf den Marquis d'Argenson. — Sein Tod. — Grundzüge seines Wesens.

2. Kapitel: St. P.s Verhältnis zur Philosophie seiner Zeit und seine ethischen Anschauungen 18

A. Seine Stellung zu Descartes 18

Die Existenz Gottes. — Die zwei Substanzen. — Die Spiritualität des Ichs. — Die Unzerstörbarkeit der Seele. Occasionalismus. — Das Prinzip der vorurteilsfreien Prüfung. — Der Siegeszug der Vernunft. — Neue Aufgaben für den Philosophen. — St. P. und die Aufklärungsphilosophie.

Seite

B. St. P.s Moralphilosophie 22
a) Allgemeines: Psychologischer Hedonismus. — Teleologische Ethik. — Eudämonismus. — Die Hauptmaxime der Moral. — justice und bienfaisance. — Der universalistische Zug in St. P.s Ethik.
b) Vorschriften der Lebensweisheit.
1. Zur Förderung der individuellen Glückseligkeit (Seelenruhe. — Froher Lebensgenuß. — Maß im Genießen. — Wechsel in den Vergnügungen).
2. Für den Verkehr der Menschen untereinander (Wohltätigkeit. — Milde. — Höflichkeit. — Keine Satire und Ironie. — Weltmännische Skepsis).
Kritischer Rückblick auf St. P.s Ethik.

C. Ethizismus in St. P.s Auffassung der Geschichte und Dichtung 33
a) Geschichte. Die Annales politiques als Geschichtsquelle. — Die moralisierenden Biographien. — Der »verbesserte« Plutarch.
b) Dichtung. Moralische Tendenz der Dichtung. — Das Theater als Moralschule. — Verbesserung dramatischer Dichtungen. — Hinweis auf die Dichtung der Aufklärungszeit.

3. Kapitel: St. P.s Stellung zu Religion und Kirche 37
a) Descartes' Zurückhaltung hinsichtlich theologischer Fragen. — St. P.s Auffassung der Religionen. — Die Vernunft als Richterin über den Wahrheitsgehalt. — Verneinung aller übernatürlichen Offenbarung. — Der »Discours contre le Mahométisme«. — Ablehnung besonderer Offenbarungsschriften. — Die Maximen der »Raison universelle«. — Die Unverbindlichkeit kirchlicher Dogmen. — Das Wesen der wahren »natürlichen und vernünftigen« Religion.
b) Überflüssigkeit gottesdienstlicher Zeremonien. — Der Zweck der Predigt: moralische Belehrung. — Die Aufgabe der Missionare. — Das Gebot der Sonntagsruhe. — St. P.s Gegnerschaft gegen das Klosterwesen. — Seine Bekämpfung des Cölibats. — St. P. als Apostel religiöser Duldung.

4. Kapitel. St. P.s Verhältnis zu Kunst und Wissenschaft . . 50
a) St. P.s negatives Verhältnis zur reinen Kunst. — Die Gründe dafür.
b) Das hohe Ansehen der Wissenschaft in der Aufklärungszeit. — St. P.s Würdigung der exakten Wissenschaften. — Seine Bemühungen um die Förderung der Naturwissenschaften, der Medizin und der Politik. — Seine der Aca-

Seite

démie Française gegebenen Anregungen hinsichtlich literarischer und philologischer Arbeiten.

5. Kapitel. St. P.s Stellung zu Staat und Politik 57

A. Königtum und Verfassung 57

Angriffe besonders in der »Polysynode und den Annales politiques«.

a) Negative Kritik: Vorwürfe gegen den Absolutismus:

1. Die Regierung der Unfähigen. — Die Staatsämter in den Händen der Günstlinge und Schmeichler. — Der Einfluß der Frauen.
2. Die Verschwendung des Hofes und der Minister.
3. Die religiösen Verfolgungen (Aufhebung des Edikts von Nantes. Wirtschaftliche Schädigung des Landes).
4. Die kriegerische Politik (Die Darstellung der schädlichen Folgen in der »Polysynodie« und »Paix perpétuelle).

Rückblick: Ludwig XIV. im Urteil St. P.s und Voltaires. Das Resultat der modernen Geschichtsforschung.

b) Positive Verfassungsvorschläge. Die »Polysynodie«. — Einsetzung der Conseilregierung durch den Regenten. — Mißstände dieser Regierung. — Verbesserungsvorschläge. St. P.s. — Das scrutin perfectionné. — Die Regierung der Fähigsten. — Abschaffung der Privilegien. — Mängel der Verfassungsvorschläge St. P.s. — Die Polysynodie ein Warnruf.

B. Soziale und wirtschaftliche Verhältnisse 69

St. P.s Kampf gegen Duell und Hazardspiel. — Seine Bemühungen um Landbau, Handel und Verkehr. — Vorschläge gegen Armennot und Bettelunwesen. — Die Taille tarifée. — Andere Vorschläge finanztechnischer Natur.

C. Internationale Politik. (Das Projekt des ewigen Friedens) 74

Äußere Geschichte des Projekts. — Berufung auf Heinrich IV. von Frankreich. — Grundgedanken des Projekts. — Die europäische Allianz als Analogie zu dem Staatenbunde des Deutschen Reichs. — Die zwölf Fundamentalartikel. — Die Form der Verwaltung. — Widerlegung der Gegengründe. — Weitere Aufgaben des Bundes. — Schwächen des Projekts. — Nachwirkungen im 18. Jahrhundert.

Schlußbemerkungen 82

Seite

II. Teil.

Die pädagogischen Ansichten des Abbé de Saint-Pierre.

1. Kapitel. Einleitung 86
A. St. P.s persönliches Verhältnis zur Pädagogik 86
Seine eigne Erziehung. — Sein Interesse an der Verbesserung der Erziehung. — Verhältnis zur pädagogischen Literatur seiner Zeit.
B. Das Unterrichtswesen in Frankreich beim Beginn des 18. Jahrhunderts 88
Die Jesuiten. — Die Ratio studiorum. — Urteile über den Unterricht in den Jesuitenschulen. (Descartes, Voltaire, Condillac.) — Jansenisten und Oratorianer.
C. Die pädagogischen Schriften St. P.s 91
2. Kapitel: Vorbedingungen für das Erziehungswerk 92
A. Erkenntnis der Möglichkeit und Wichtigkeit der Erziehung 92
Allmacht der Erziehuug in intellektueller und sittlichen Beziehung. — Gründung von Schulen eine Pflicht der Regierenden.
B. Erziehung in sozialer Gemeinschaft 94
Trauriger Zustand der häuslichen Verhältnisse. — Vorteile der Gemeinschaftserziehung (Erleichterung des Unterrichtes — bessere Erziehungsmittel — Entwicklung sozialer Tugenden). — Keine Unterbrechung der erzieherischen Einwirkung. — Äußere Gliederung und Einrichtung der Schulen. — Das collège complet.
C. Überwachung der Erziehung 99
Einsetzung einer obersten Schulbehörde. — Aufgaben dieser Behörde. — Überschätzung der Methode.
D. Erkenntnis des Erziehungszieles 103
Allgemeines Ziel. — Die 5 Teilziele. — Höhere Bedeutung der Charakterbildung. — Soziale Tugenden. — Die »prudence«. — Denkbildung und Gedächtnisübung. —
3. Kapitel: Die erzieherische Tätigkeit 107
A. Moralische Erziehung 107
1. Die mittelbare Willensbildung. — Moralische Unterweisung. — Moralkatechismus. — Lektüre moralischer Erzählungen. — Der Geschichtsunterricht. — Aufführung moralischer Szenen. — Moralischer Anschauungsunterricht. — Sittl. Handeln in ethischer Gemeinschaft. — Der Religionsunterricht.
2. Die unmittelbare Willensbildung. — Kein blinder Gehorsam. — Abmessung der Strafe. — Lob im Tadel.

Seite

— Belohnungen. — Tugendpreis. — Der zweite Preis. — Das scrutin in der Schule. — Kritischer Rückblick.

B. Intellektuelle Bildung 123

1. Unterrichtsprinzipien. — Unterricht ein Vergnügen. Langsames Vorwärtsschreiten. — Wechsel in den Gegenständen. — Verknüpfung des Gelernten. — Anschaulichkeit. — Unterrichtsgänge. — Erweckung der Spannung. — Gleiche Klassenstufe.

2. Unterrichtsgegenstände. — Enzyklopädischer Unterricht. — Stundenpläne. — Stellung zu den alten Sprachen. — Betonung der Muttersprache. — Nutzen der lebenden Sprachen. — Mathematik. — Physik. — Fortbildungsgelegenheit. — Politische Belehrung. — Fortbildungskurse. — Leibesübungen. — Musik, Zeichnen. — Rückblick und Kritik.

4. Kapitel: Die Erziehung in besonderen Verhältnissen . . . 138

A. Fürstenerziehung 138

Wichtigkeit der Erziehung der Fürsten für den Staat. — Die Prinzenschule. — Politische Bildung. —

B. Bildung des weiblichen Geschlechts 142

Engherzige Auffassung der Frauenbildung jener Zeit. — Klostererziehung. — Fénelons Traité de l'éducation des filles. — Gründung von St. Cyr. — Hohe Schätzung der Frau durch St. P. — Praktische Erziehung. — Geistige Bildung. — Würdigung der Ansichten St. P.s.

C. Volksbildung 151

Bisherige Sorge für die unteren Volksschichten. — St. P.s hohe Auffassung von der Wichtigkeit der Erziehung. — Praktische Vorschläge. Würdigung.

Schlußbemerkungen 154

Literatur 159

Einleitung.

»Il est des génies malheureux auxquels l'expression manque et qui, à moins de trouver un Platon pour les traduire au monde, tracent de pâles éclairs dans la nuit des temps, et emportent dans la tombe le secret de leur intelligence, l'inconnu de leur méditation . . .« [1])

In diesen Worten von George Sand darf eine Erklärung der Tatsache gefunden werden, daß der Abbé de Saint-Pierre zu den kaum gelesenen Autoren gehört und sein Name unter den Repräsentanten der französischen Aufklärung nicht genannt wird, obwohl sein ganzes Lebenswerk ein Kampf für die Ideen des 18. Jahrhunderts gewesen ist. Aber in einer Zeit, wo die Prosa durch glänzende Stilisten aufs höchste verfeinert worden war, konnte ein Schriftsteller nicht ungestraft auf alle stilistischen Kunstmittel Verzicht leisten. Die geringen schriftstellerischen Fähigkeiten St. P.s, die sich besonders in der Weitschweifigkeit der Darstellung, in einer trockenen, nach der Art des Mathematikers verfahrenden Beweisführung und in häufigen, dazu nicht selten auf jeden Wechsel im Ausdruck verzichtenden Wiederholungen dokumentieren, haben ihn und seine Werke in Vergessenheit geraten lassen. Daß dieses Schicksal, soweit der Inhalt der Schriften in Betracht kommt, unverdient ist, haben die beiden Biographen des Abbé — M. G. de

[1]) *George Sand*, Histoire de ma vie I, 67.

Molinari (1857) und E. Goumy (1859) — nachgewiesen; zugleich haben sie durch Abdruck größerer Partien seiner Schriften Ersatz für eine wenig Genuß versprechende Lektüre der nicht leicht zugänglichen, zum Teil selten gewordenen Werke zu schaffen gesucht. Auch die vorliegende Arbeit soll zur besseren Würdigung dieses Vorkämpfers der Aufklärung beitragen. Abweichend von den genannten biographischen Werken war ich bestrebt, ein möglichst klares und vollständiges Bild der Weltanschauung St. P.s zu zeichnen und durch eine strenge Gruppierung eine Übersicht über seine umfangreiche schriftstellerische Tätigkeit zu ermöglichen, sowie die Beziehungen zu seiner Zeit schärfer herauszuarbeiten.

Die Pädagogik St. P.s überrascht nicht durch große und kühne Züge; aber sie ist dadurch von Interesse, daß sie ein getreuer Ausdruck der Aufklärungszeit ist und noch keine Beeinflussung durch Rousseau zeigt. Sie hat eine ausreichende Behandlung bisher noch nicht gefunden. In Goumys Monographie ist zwar ein Kapitel den pädagogischen Gedanken des Abbé gewidmet, aber die Darstellung ist nicht nur unvollständig, sie kann auch nicht als eine historische Würdigung angesehen werden. In Compayrés bekannter Geschichte der Pädagogik ist der Abbé de St. P. unter den Vorläufern Rousseaus behandelt, doch fußt Compayré nur auf den Abhandlungen der Oeuvres diverses; im übrigen schließt er sich an den schon genannten Biographen an. Die kurzen Ausführungen bei Sallwürk und Wychgram können schon deshalb nicht genügen, weil sie nur die weibliche Bildung ins Auge fassen. Bei Hertz und de Molinari findet sich kaum mehr als ein flüchtiger Hinweis auf des Abbé pädagogische Schriften. Demgegenüber war es mein Bestreben, St. P.s Ansichten über Erziehung und Unterricht in möglichster Vollständigkeit und systematischer Anordnung darzustellen, sie kritisch zu beleuchten und ihre Beziehungen zu den pädagogischen Bestrebungen jener Zeit aufzuzeigen.

Wenn nun auch die vorliegende Arbeit aus zwei gesonderten Teilen besteht, so wird man doch erkennen, daß die beiden Hälften durch ein inneres Band zusammengehalten werden. Ich suchte diese engere Verbindung dadurch zu erreichen, daß ich bei der Darstellung der Weltanschauung des Abbé den im zweiten Teile auftauchenden Problemen im voraus begegnete und umgekehrt die pädagogischen Gedanken zu den im ersten Teile der Arbeit gewonnenen Ergebnissen in Beziehung setzte.

So darf ich hoffen, daß meine Arbeit als ein Beitrag zur Kenntnis der französischen Aufklärung, sowie zur Geschichte der Pädagogik in dieser Zeit wird gelten können.

I. Teil.

Saint-Pierres Weltanschauung und sein Wirken im Dienste der Aufklärung.

1. Kapitel.

Lebensgang und Persönlichkeit.[1])

Charles Irénée Castel de Saint-Pierre wurde am 18. Februar 1658 im Schlosse St.-Pierre-Eglise in der Normandie geboren. Er war der zweite Sohn des Marquis Castel de St.-Pierre, der durch seine Ehe mit der Tochter einer altadeligen normannischen Familie und durch Erwerbung der Würde eines »grand bailli du Cotentin« das Ansehen seines Geschlechts erhöht hatte. Der Marquis hatte außer dem als Abbé de St. P. berühmt gewordenen Charles noch vier Söhne, von denen nach dem herrschenden Gesetze der Substitution der älteste das Marquisat und die Würde des bailli erbte, während zwei in die militärische Laufbahn eintraten und der jüngste sich dem Priesterstande widmete. Mitteilungen

[1]) Quellen hierfür in den Werken d'Argensons, d'Alemberts, Voltaires, Rousseaus.

über seine Eltern und Geschwister, über das Leben im väterlichen Schlosse sucht man in den Schriften des Abbé vergebens.[1]) Wie hätten ihm aber starke und lebendige Eindrücke aus seiner Kindheit bleiben können, da er schon im zartesten Alter dem Elternhause entfremdet wurde! Denn da wegen seiner schwächlichen Körperbeschaffenheit der Waffendienst für ihn nicht in Frage kommen konnte, wurde er für das geistliche Amt bestimmt und frühzeitig dem Jesuitenkolleg zu Caen übergeben. Für die spätere Denkrichtung des Abbé ist es von Wichtigkeit, daß er hier mit der Philosophie und Physik des Descartes bekannt wurde. Er ist ein überzeugter Kartesianer sein ganzes Leben hindurch geblieben; aus den klassischen Studien hat er dagegen keinen Gewinn gezogen.

Noch vor der Beendigung seiner Schulzeit hatte er den Entschluß gefaßt, ins Kloster zu gehen. Er erzählt,[2]) daß ihm dieser Einfall, den der geistreiche Segrais als »petite vérole de l'esprit« bezeichnet habe, mit 17 Jahren gekommen sei. »Ich stellte mich dem Prior des Prämonstratenserordens . . . vor, aber zum Glück für diejenigen, die aus meinen Schriften Nutzen ziehen werden, bezweifelte er, daß meine Gesundheit genügend wäre.« Der Arzt bestätigte die Befürchtung des Priors, und so unterblieb der Schritt. Scherzhaft bemerkt er beim Niederschreiben dieser Erinnerung: »Ich habe also diese Krankheit (die Pocken) gehabt, aber es waren nur die Windpocken, und die haben keine Narben hinterlassen.« Das spätere Leben des Abbé beweist allerdings, daß jener

[1]) Von seinem nächstjüngeren Bruder, der längere Jahre hindurch Kommandant von Malta gewesen war, erwähnt er die Tatsache, daß ihm die Offiziere in der Kirche St. Jean zu Malta ein Grabdenkmal errichtet haben. Der Brief des Kommandanten, der dem Abbé den Beschluß der Offiziere mitteilt, ist abgedruckt: Ouvr. XIII, 63 ff. Auffällig ist, daß er über seinen jüngsten Bruder nichts berichtet; dieser hatte das Amt eines Beichtvaters bei der Herzogin von Orléans inne, deren Almosenier der Abbé war.

[2]) Ouvr. XIII, 168 f. und Ann. pol. II, 600.

Entschluß nicht aus innerer Neigung geboren war; ein anderes Ereignis kündet dagegen vielsagend die Tätigkeit an, in der der Abbé später seine Lebensaufgabe sah. Mit 20 Jahren verfaßte er nämlich sein erstes Projekt: »Projet pour diminuer le nombre de procès«.[1]) Freilich ließ er es zunächst bei diesem ersten schriftstellerischen Versuch bewenden; denn vor allem und noch auf lange Zeit hinaus galt seine Liebe der Naturwissenschaft. Daneben fand er Zeit, sich soviel mit theologischen Studien zu befassen, um die Priesterwürde zu erlangen. Aber es drängte ihn nicht nach einer geistlichen Stelle; sein brennender Wunsch war, in voller Unabhängigkeit leben und sich den geliebten Studien weiter widmen zu können. Da die Provinzstadt seinem wissensdurstigen Geiste nicht viel mehr bieten konnte, stand sein Sehnen nach Paris, der Stadt, die schon damals der geistige Mittelpunkt Frankreichs war und ihm die reichsten Wissensquellen zu bieten versprach. Er hat sich auch nicht getäuscht und ist Zeit seines Lebens ein Lobredner der Großstadt und ihrer Vorzüge geblieben.[2])

Die kleine Erbschaft, die ihm nach dem Tode seines Vaters zufiel, erlaubte ihm, seinen Wunsch auszuführen. Aber er ging nicht allein nach Paris. Schon auf der Schule hatte er in dem aus armer Familie stammenden Varignon einen treuen Freund gewonnen, mit dem ihn die gleiche Liebe zu den Wissenschaften verband. Um es dem mittellosen Freunde zu ermöglichen, mit nach der Hauptstadt zu ziehen, trat er ihm einen Teil seiner Rente ab, wofür sich V. zu regelmäßigen Disputierübungen verpflichten mußte.[3]) Im Jahre 1686 kamen

[1]) Diese Schrift ist anscheinend erst 1725 gedruckt. St. P. erwähnt sie in der dem »Abrégé du projet de paix perpétuelle« vorausgehenden Adresse an Ludwig XV. cf. Ouvr. I.

[2]) cf. den Aufsatz: »Avantages de l'agrandissement de la ville Capitale d'un Etat.« Ouvr. IV, 102 ff.

[3]) »Je dois à ces disputes, presque continuelles durant quatre ou cinq ans, ce que je puis avoir de justesse, de pénétration d'esprit.« Ouvr. VI, 110.

die beiden jungen Theologen in Paris an. Sie mieteten in dem Faubourg St.-Jacques ein Häuschen und konnten nun ihrem Lerneifer voll Genüge tun. Ebensowenig wie früher vermochte sie jetzt ihre Berufswissenschaft zu fesseln. Mit nicht gerade respektvollen Worten [1]) äußert sich St. P. darüber: »Die früh erworbene Gewohnheit, über klare und deutliche Ideen nachzudenken, erlaubte mir nicht, mich lange mit der Theologie abzugeben.« Während sich V. der Geometrie zuwendete und später auch ein berühmter Mathematiker wurde, hatte sich St. P. erst längere Zeit mit den Naturwissenschaften beschäftigt. Dann aber hatte ihn die Lektüre Pascals zu moralphilosophischen Problemen geführt. »Ich begriff, daß die Fortschritte, die ich darin machen würde, größeren Nutzen für die Vermehrung meines eigenen Glückes und des Wohles meiner Mitmenschen haben würden.« [2]) Die Einsicht, daß das sittliche Handeln der Menschen zum guten Teil von den Gesetzen und Staatseinrichtungen abhängig ist, veranlaßte ihn endlich, sich dem Studium der Politik, der »science du gouvernement« zu widmen, in der Überzeugung, daß die Förderung dieser Wissenschaft am geeignetsten sei, das Glück der Menschen zu steigern. [3]) In diesen Äußerungen ist das ganze Programm seiner schriftstellerischen Tätigkeit enthalten.

Von großer Bedeutung waren die persönlichen Bekanntschaften, die St. P. in Paris machen konnte. Er verkehrte mit Fontenelle, der ihm die Kreise der höheren Gesellschaft öffnete, wo er selbst hohes Ansehen genoß. Im Hause der Madame de la Fayette lernte er den Jansenisten Nicole kennen, der sich von den theologischen Kämpfen zurückgezogen hatte. [4]) Durch Fontenelle machte St. P. auch die Bekanntschaft des Philosophen Malebranche. [5])

---

[1]) Ouvr. XIII, Préface. — [2]) Ouvr. V, 324f. — [3]) Ouvr. XIII, Préface. — [4]) Davon spricht St. P. in: Ouvr. XII, 287.

[5]) In dem Bestreben, mit berühmten Leuten zusammenzutreffen, scheint der Abbé nicht frei von Aufdringlichkeit gewesen zu sein.

Ein folgenschweres Ereignis war es für den Abbé, als er durch Fontenelle bei der Marquise de Lambert eingeführt ward, in deren Salon die Kandidaturen für die Akademie vorbereitet wurden.[1]) Durch die Gunst der vielvermögenden Frau und die Freundschaft Fontenelles erhielt er am 3. März 1695 den durch den Tod des Königl. Kabinettssekretärs Bergeret erledigten Sitz in der Académie Française. Um die auffällige Tatsache zu verstehen, daß ein Mann, der bis dahin ohne alle literarische Verdienste war, in diese Körperschaft aufgenommen wurde, muß man sich daran erinnern, daß in jenen Jahren der Streit der Alten und Modernen heftig entbrannt war. Für den Abbé war es Empfehlung genug, daß er als ein entschiedener Parteigänger Fontenelles und Perraults galt.

Nach seiner Aufnahme in diese illustre Körperschaft fand St. P. auch ein Amt. Er wurde der Almosenier von »Madame«, der Mutter des künftigen Regenten, Elisabeth Charlotte von der Pfalz. Dieses Amt, das er sich erworben hatte, um Theorie und Praxis der Politik noch besser studieren zu können,[2]) bedrückte ihn keineswegs; es gestattete ihm aber, das Leben am Hofe, die treibenden Kräfte und herrschenden Persönlichkeiten aus nächster Nähe zu beobachten. Über seine Absichten gibt ein Brief an Madame de Lambert Aufklärung. Er schreibt, er habe sich in seinem Häuschen (cabane) sehr wohl gefühlt, sei aber schließlich des einsamen Lebens überdrüssig geworden, zumal seine Gesundheit durch das angestrengte Arbeiten in der Abgeschiedenheit gelitten habe. Das Leben am Hofe biete für den Beobachter das interessanteste Schauspiel. »Durch den Kauf einer Stelle bei Hofe habe ich nur eine kleine Loge erworben, damit ich jene Schauspieler aus größerer Nähe betrachten

Das in den »Caractères« La Bruyères entworfene Porträt des Mopsus wird wenigstens auf ihn gedeutet. cf. Caractères, Chap. II.

[1]) *Suchier* und *Birch-Hirschfeld*, 515.

[2]) Ouvr. XIII, Préface.

kann, die auf dem Welttheater ihre für die übrige Menschheit so wichtigen Rollen spielen.« [1])

Was St. P. von seiner kleinen Loge aus sich abspielen sah, war nichts Geringeres als der letzte Akt einer Tragödie. Gerade von der Zeit an, da St. P. nach der Hauptstadt gekommen war, begann der Glanz des Sonnenkönigs langsam zu erbleichen. Seine räuberische Politik hatte die Nachbarländer zu dem Augsburger Bündnis geführt, und Frankreich verlor in blutigen Schlachten Tausende seiner besten Söhne. Durch die nach 1685 einsetzende grausame Verfolgung der Hugenotten wurde die Industrie blühender Städte lahm gelegt, wurden dem Wohlstand des Landes tiefe Wunden geschlagen. War auch durch den Frieden zu Ryswyk (1697) der Krieg gegen die Alliierten zu Augsburg ohne politische Einbuße Frankreichs zum Abschlusse gebracht worden, so war doch schon jetzt, also am Ende des Jahrhunderts, das Land in tiefer Erschöpfung. [2]) Und als es in diesem Zustande den spanischen Erbfolgekrieg beginnen mußte, brach das Unglück Schlag auf Schlag herein. Frankreich war außerstande, die Kriegslasten weiter zu tragen, und nach dem schrecklichen Winter von 1708 und 1709, der eine furchtbare Hungersnot zur Folge hatte und während dessen man sich sogar am Versailler Hofe von Schwarzbrot sättigen mußte, war die Entmutigung und die Ratlosigkeit allgemein. [3]) Torcy und Voltaire berichten, daß in dem im April 1709 stattfindenden Ministerrate sogar Tränen vergossen wurden. Der König mußte sich soweit demütigen, bei der holländischen Nation, die man einst mit hochmütiger Verachtung behandelt hatte, um Frieden zu betteln, und der Ratspensionarius Heinsius hatte die Genugtuung, sich für die frühere Schmach zu rächen. [4]) Das alles hatte der Abbé

[1]) Lettre à Mme. Marquise de Lambert, Versailles, le 4 Janvier 1697. Ouvr. XVI, 166ff.

[2]) *Lavisse* VIII[1], 88. — [3]) *Lavisse* VIII[1], 113. — [4]) *Lavisse* VIII[1], 114.

mit erlebt, und hierin liegt der Grund für sein hartes Urteil über die Regierung Ludwigs XIV. Er war Zeuge gewesen von dem Niedergang des absolutistischen Regiments, von den verhängnisvollen Folgen einer intoleranten konfessionellen Politik und von dem völligen Zusammenbruch der Finanzen. Welche furchtbaren Summen die Kriegsjahre verschlungen hatten, ersieht man daraus, daß von 1700—1706 das Defizit auf 750 Millionen, in der Zeit von 1708—1715 auf 1103 Millionen angewachsen war.[1]) War es ein Wunder, wenn diese Zustände eine geheime, immer stärker werdende Opposition hervorbrachten?[2]) Eine Reihe von Männern, wie Fénelon, Beauvilliers, Saint-Simon, Chevreuse arbeiteten an Reformplänen für die Zukunft Frankreichs. Ihre Verwirklichung erhoffte man von dem unter der Erziehung Fénelons stehenden Herzog von Burgund. Wenn St. P. auch nicht in diesen fest geschlossenen Kreis eintrat, so war er doch mit den Führern der stillen Opposition persönlich bekannt und hatte von den Regierungsprojekten, die an dem Hofe des Herzogs von Burgund ausgesponnen wurden, genügend Kenntnis.[3]) Es konnte nicht wundernehmen, daß besonders die Verurteilung der kriegerischen Politik, durch die das Land in die bitterste Armut geriet, allgemein war. Den gegenwärtigen Krieg zum Abschluß zu bringen, war der Wunsch aller; den Frieden so dauernd wie möglich zu machen, die Hoffnung vieler; ihn zu einem ewigen zu gestalten, der Traum des Abbé

---

[1]) cf. *Lavisse* VIII[1], Livre 3, Chap. 2.

[2]) Für die revolutionäre Gesinnung sind die Spottlieder, die allgemein gesungen wurden, bemerkenswertes Zeugnis. Man betete z. B. folgendes Vaterunser: »Notre père qui êtes à Versailles, votre nom n'est plus glorifié, votre royaume n'est plus grand, votre volonté n'est plus faite sur la terre, ni sur l'onde. Donnez-nous notre pain qui nous manque de tous côtés. Pardonnez à nos ennemis qui nous ont battus, et non à nos généraux qui les ont laissés faire. Ne succombez pas à toutes les tentations de la Maintenon, et délivrez-nous de Chamillart.« *Lavisse* VIII[1], 457.

[3]) Ann. pol. I, Préface.

de Saint-Pierre. Noch vor dem Tode des Herzogs von Burgund (1712) hatte er das Werk verfaßt, durch das sein Name unsterblich geworden ist: es führt den Titel: »Projet pour rendre la paix perpétuelle.«

Die Abfassung dieses Projekts hat jedenfalls viel dazu beigetragen, daß St. P., der unterdessen die Abtei von Tiron erhalten hatte, zu den Friedensverhandlungen nach Utrecht gesandt wurde, wo er als Sekretär des einen der beiden Bevollmächtigten die Friedensakte mit zu bearbeiten hatte. Dieser Aufenthalt in Holland vom Januar 1712 bis zum April 1713, dem Termine der Unterzeichnung, war für den Abbé ein bedeutungsvolles Ereignis. Er sah hier ein blühendes Staatsleben, das trotz der Kriege mit Frankreich nicht ins Elend geraten war, eine nüchterne und arbeitsreiche Bevölkerung und einen in bescheiden bürgerlichen Verhältnissen lebenden Minister; das alles war geeignet, seine Opposition gegen die französischen Verhältnisse zu verstärken.

Nach Paris zurückgekekrt, brachte er sein Buch über den ewigen Frieden zum Abschluß und veröffentlichte es in drei Bänden, deren letzter aber erst 1717 erschien. Das Werk war an den Regenten adressiert, denn diesen wollte er zuerst zur Ausführung seiner Pläne gewinnen. In unermüdlichem Eifer hat er das Werk jedoch auch an andere Machthaber und Staatsmänner, an Philosophen und Gelehrte gesendet. Unter den Persönlichkeiten, die ihm eine Antwort zugehen ließen, ist wohl Leibniz der berühmteste, der seinen Brief mit den höflich ablehnenden Worten schließt: »Ich wünsche Ihnen, verehrter Herr, ein so langes Leben, wie es nötig ist, damit Sie die Früchte ihrer Arbeit genießen können.«[1]) In welcher naiven Täuschung der Abbé über die Anschauungen selbst der ihm bekannten Staatsmänner bis in sein Alter befangen war, wenn es sich um sein Lieblingsprojekt handelte, zeigt eine Episode, die der Abbé in der Samm-

[1]) Brief vom 7. Februar 1715, abgedruckt bei *Goumy*, S. 32ff.

lung seiner Schriften selbst mitteilt.[1]) Der Kardinal Fleury hatte auf eine Anspielung Fontenelles, die sich auf den drohenden Krieg zwischen England und Spanien bezog, geantwortet, den Fürsten könne eine Dosis von dem St. P.schen Friedenselixier nichts schaden. Der Abbé, dem Fontenelle, diese Antwort zeigte, nahm sie durchaus für ernst und zögerte nicht, der greisen Eminenz die fünf Fundamentalartikel zuzusenden, mit dem Hinweise, daß er selbst nur der Apotheker Europas sei, der das Heilmittel präpariert habe, daß dagegen die Verordnung dem Kardinal als dem Arzte Europas zukomme. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten: Der Abbé habe vergessen, einen Präliminarartikel voranzustellen, der die Forderung enthielte, daß eine Schar Missionäre die Gemüter der Fürsten bearbeiten müsse.[2])

Ungefähr um diese Zeit übergab St. P. der Öffentlichkeit seine erste Schrift über die Einrichtung einer abgestuften Steuer (Etablissement d'une taille proportionelle), das ihm wegen der darin enthaltenen Kritik Ludwigs XIV. eine Ermahnung seitens der Akademie einbrachte. Das Versprechen, sich ferner aller Angriffe auf den verstorbenen König enthalten zu wollen, scheint er nicht ernst genommen zu haben. Denn nicht lange danach erschien ein Werk aus seiner Feder, das die Angriffe wiederholte. Es war der berühmte politische Essay mit dem seltsamen Titel: »Discours sur la Polysynodie, où l'on démontre que la Polysynodie ou pluralité des conseils était la forme du ministère la plus avantageuse pour un roi et pour son royaume.« Unter Voranstellung des Mottos »Ubi multa consilia salus« trat er in dieser Schrift für die Beibehaltung der Ministerkollegien ein, die der Regent aufzulösen beabsichtigte. Welche Vorschläge im einzelnen das Buch enthält, wird noch später zu erörtern sein; an dieser Stelle ist es deshalb zu erwähnen, weil sich daran das für den Verfasser betrüblichste Ereignis seines Lebens

---

[1]) Ouvr. XVI, 117ff. — [2]) *Voltaire*, Oeuvres compl. XIV, 129

knüpft. St. P. hatte geglaubt, die Verwerflichkeit und verderbliche Wirkung einer absolutistischen Monarchie nicht überzeugender und eindringlicher dartun zu können, als durch eine kräftige Zeichnung der unter Ludwig XIV. herrschenden Mißstände. Kurzweg hatte er diesem Herrscher das Recht abgesprochen, den ihm von anderer Seite so bereitwillig erteilten Ehrennamen der »Große« zu führen. Die Höflinge des verstorbenen Königs erhoben laut ihre Stimme der Entrüstung über diese Schmähung, und in der Akademie brach der Sturm los. Am 28. April hatte der Kardinal de Polignac das inkrimierte Buch der Akademie überreicht, die am 8. Mai über die Bestrafung des Angeklagten zu befinden hatte. Der genannte Kardinal und der spätere Kardinal Fleury hielten Anklagereden. Letzterer wies darauf hin, daß die Akademie zu allen Zeiten das Lob des Königs gesungen habe. Schwiege man jetzt gegenüber den Schmähungen, so würde man denen recht geben, die der Akademie den Vorwurf machten, ihre Federn seien käuflich und ihre Lobsprüche dauerten nur solange, wie das Leben der Fürsten, die sie lobten. Mit dem nicht mißzuverstehenden Hinweise, der Regent habe seiner Entrüstung über das Buch dadurch Ausdruck gegeben, daß er die Unterdrückung des Werkes und die Verhaftung des Druckers anbefohlen habe, schloß Fleury seine Rede. Der Kardinal von Polignac erklärte, nicht länger in der Akademie bleiben zu können, wenn der Verfasser dieser Schmähschrift darin verbliebe. Er konnte dabei auf den Brief hinweisen, den St. P. in der Zwischenzeit (nach dem 28. April) zu seiner Rechtfertigung an den Regenten gerichtet hatte. Diese Rechtfertigung, die dem Charakter des Abbé alle Ehre macht, mußte freilich jede Hoffnung auf Besserung des Angeklagten ausschließen; denn sie bestand nur in der Versicherung, er habe geglaubt, nicht anders von Ludwig XIV. sprechen zu können. Bei der öffentlichen Abstimmung wurde die Ausschließung einstimmig ausgesprochen; keines der Mitglieder hatte den Mut, den Zorn des Kardinals und die

Ungunst des Regenten auf sich zu ziehen. In der darauffolgenden geheimen Abstimmung wurde eine Kugel zugunsten des Abbé abgegeben: es war die Stimme Fontenelles. Der Regent bestätigte die Ausschließung, wünschte aber, daß die Akademie bei Lebzeiten des Abbé keinen Nachfolger wählte. Nach dem Tode St. P.s erhielt Maupertuis den verwaisten Sitz, doch war es ihm verboten, die übliche Lobrede auf seinen Vorgänger zu halten; erst d'Alembert hat das Versäumte nachgeholt.

So schmerzlich nun auch der Ausschluß für den Abbé sein mußte, so hätte doch die französische Akademie nie der geeignete Ort für seine Tätigkeit sein können. Diesen fand er in einer anderen Körperschaft, die als ein Zeichen neu erwachten politischen Lebens um das Jahr 1720 begründet worden war. Nach englischem Muster nannte sich diese Vereinigung »Club«, und da sich die Mitglieder in der in einem Zwischengeschoß gelegenen Wohnung ihres Stifters, des Abbé Alary, versammelten, so erhielt der Verein den Namen »Club de l'Entresol«. Der Marquis d'Argenson berichtet in seinen »Denkwürdigkeiten« ausführlich über die Schicksale des Clubs.[1]) Jeden Sonnabend versammelte man sich in dem Hause des Präsidenten Hénault an der Place Vendôme, nicht um die leichte Konversation, wie sie in den berühmten Salons stattfand, zu pflegen, auch nicht, um üppige »dîners de garçon« abzuhalten, wie sie später im Hause des Barons von Holbach üblich waren, sondern um politische Fragen zu diskutieren. Der Ernst der Verhandlungen wurde schon dadurch gewährleistet, daß eine ganze Reihe von Staatsmännern und Diplomaten dem Club angehörten. Sie gaben besonders bei der Lektüre von Zeitungsausschnitten, die der Marquis d'Argenson zusammengestellt hatte, förderliche und wertvolle Aufklärungen.[2]) In der zweiten Stunde überließen sich die

[1]) *d'Argenson*, Mémoires I, 87ff. Histoire des conférences de l'Entresol tenues chez M. l'abbé Alary de 1724—1731.

[2]) *d'Argenson*, Mémoires I, 97.

Mitglieder einem rückhaltlosen und vertrauensvollen Gedankenaustausch über politische Ereignisse und neuere Werke, der stets so angeregt verlief, daß man nur ungern abbrach. In der letzten Stunde lasen die Mitglieder ihre Arbeiten vor, die zum größten Teile dem Gebiete der Politik, der Rechtsgeschichte und des Staatsrechts entnommen waren und zu denen dann die Zuhörer ihre Bemerkungen und Einwendungen machten. Einen besonderen Reiz bekamen die Unterhaltungen durch Mitteilungen aus dem Auslande, mit dem verschiedene Mitglieder rege Korrespondenz unterhielten.[1])

Wie sehr der Club an Ansehen gewonnen hatte und wie hoch sein Einfluß geschätzt wurde, geht daraus hervor, daß im Jahre 1726 der englische Gesandte Horace Walpole die Mitglieder für das Bündnis zwischen England und Frankreich, das damals bedroht war, zu interessieren suchte.[2]) Und M. de Plélo verdankte dem Ansehen, das er als Clubmitglied genoß, seinen Gesandtschaftsposten in Kopenhagen.[3]) Für den Abbé de St. P. war die Zeit seiner Mitgliedschaft eine sehr produktive Periode seines Lebens. »Er befand sich wie in einem Lande, das man lange Zeit und ohne Erfolg zu sehen gewünscht hat und in das man endlich gelangt.«[4]) Die meisten seiner Denkschriften, Projekte und Abhandlungen über Politik, Moralphilosophie und Erziehung sind in jener Zeit entstanden und im Entresol vorgetragen worden.[5])

Es konnte freilich nicht ausbleiben, daß der politische Club bei einer ohnedies mit Mißtrauen erfüllten Regierung Verdacht erregte. Schuld daran haben wohl auch Indiskretionen einzelner Mitglieder getragen, wodurch es

---

[1]) *d'Argenson*, Memoires I, 98. — [2]) *d'Argenson*, Mémoires I, 92. — [3]) *d'Argenson*, Mémoires I, 102. — [4]) *d'Argenson*, Mémoires I, 95.

[5]) *d'Argenson* erzählt: »Il nous communiquait . . . tous ses ouvrages non imprimés, demandait des objections par écrit, et y répliquait constamment avec autant d'exactitude que de persévérance.« I, 96.

den Gegnern leicht wurde, die Bestrebungen der »Entresolisten« zu verdächtigen und den Kardinal Fleury, der ihnen anfangs freundlich gesinnt war, gegen sie einzunehmen. Er nahm Veranlassung, die Mitglieder durch den Vorsitzenden zu warnen, und wies darauf hin, daß sich sogar Ausländer über den Club beschwert hätten.[1]) Aus diesen in privater Unterhaltung gesprochenen Worten brauchte man noch keine Konsequenzen zu ziehen. Da führte das wenig diplomatische Verhalten des Abbé de St. P. eine schriftliche Äußerung herbei, die allerdings einem Verbote gleichkam und nach einiger Zeit zur Auflösung des Vereins führte. Ein harter Schlag für den Abbé, der in dem Club einen seiner Lieblingsgedanken verwirklicht gesehen hatte. Er mußte erkennen, daß die Zeit noch nicht reif war für eine politische Akademie. Aber auch diese bittere Erfahrung konnte ihn in seinem politischen Eifer nicht erkalten lassen. Im vertrauten Umgange mit Männern und Frauen fand er Gelegenheit, als Apostel politischer Aufklärung zu wirken. Rousseau, der den greisen Abbé im Hause von Mme. Dupin kennen lernte, erzählt, daß St. P. ein »enfant gâté« schöner Frauen, wie der genannten Mme. Dupin und der Herzogin von Aiguillon gewesen sei.[2]) Auch noch andere hochstehende Damen verehrten in ihm ihren moralischen Berater und philosophischen Lehrer.[3])

Sein berühmtester Schüler war der schon wiederholt genannte Marquis d'Argenson. In den Denkwürdigkeiten dieses Politikers findet man als Beweise für den Verkehr der beiden Männer Abhandlungen, die der Marquis seinem Lehrer vorgelegt und die dieser gewissenhaft korrigiert und kritisiert hat. Auch in der seit 1739 handschriftlich verbreiteten Abhandlung[4]) leuchten die Gedanken seines Lehrers allenthalben hindurch.

---

[1]) *d'Argenson*, Mémoires I, 104. — [2]) *Rousseau*, Confessions. — [3]) cf. Ouvr. XII, 21 und XIII, 373.

[4]) *d'Argenson*, Considération sur le Gouvernement ancien et présent de la France.

Wie groß das Ansehen des Abbé in den letzten Jahren seines Lebens war, zeigt sich auch darin, daß er in den Fragen der Erziehung als Autorität um Rat angegangen wurde. Die Vorsteher zweier Pariser Knabenpensionen wendeten sich noch kurz vor seinem Tode an ihn und erbaten ein Gutachten über Lehrpläne und Methode.

Immer den Gang der öffentlichen Ereignisse verfolgend, konnte er weder durch Alter, noch durch die Zerstreuungen der Pariser Gesellschaft davon abgehalten werden, für das öffentliche Wohl zu arbeiten. Er redigierte seine »Annales politiques«, die er jedoch auf Anraten seiner Familie nicht veröffentlichte[1]), wirkte für die Idee des ewigen Friedens und trat in Verbindung mit den Intendanten der Provinzen, um sie für die Steuerreform zu gewinnen. Daß diese Bemühungen nicht ohne Erfolg waren, zeigen die zustimmenden Kundgebungen von M. de Tourny, dem Vorgänger Turgots in Limoges, und M. de Chauvelin, dem Intendanten der Picardie.[2]) Als Friedrich II. auf den Thron kam, kommentierte der unermüdliche Abbé den »Anti-Machiavelli« dieses Fürsten, in dem er einen Vorkämpfer für die Friedensidee zu erblicken glaubte, eine Hoffnung, die mit dem Ausbruch des ersten schlesischen Krieges zertrümmert wurde.

Im Jahre 1743, im 85. Lebensjahre starb der würdige Mann so ruhig und heiter wie er gelebt hatte. Als eine »Reise aufs Land« hatte er Voltaire gegenüber den letzten Gang bezeichnet.[3]) Auf die Bitte der Umgebenden, noch etwas Besonderes zu sagen, gab er die Antwort: ein Sterbender habe wenig zu sagen, es sei denn, daß er aus Schwäche oder Eitelkeit rede. d'Argenson berichtet noch einen bemerkenswerten Zug. Der Abbé hatte in Gegenwart seiner Familie und seiner Diener-

---

[1]) *Voltaire*, XIV, 130. — [2]) Ouvr. XVI, 110ff. — [3]) *Voltaire*, XIV, 129.

schaft die Beichte abgelegt. Kurz darauf, als ihn die Seinigen verlassen hatten, ließ er den Priester zurückrufen und erklärte ihm, daß er sich nur diese letzte Handlung zum Vorwurfe zu machen habe. Aus Nachgiebigkeit gegen seine Familie und aus Rücksicht auf sein Haus habe er so gehandelt; aber er wolle die Wahrheit bis an das Ende seines Lebens bekennen. Und so widerrief er das, was er in der Beichte gesagt hatte.[1])

Es erübrigt sich, an dieser Stelle ein ausführliches Charakterbild des Abbé de St. P. zu entwerfen. Soweit die Züge seines Wesens nicht schon aus der vorstehenden Lebensskizze deutlich geworden sind, werden sie sich durch die im folgenden gegebene Darstellung seiner Ansichten und seiner Reformpläne noch enthüllen, denn er verdient wie wenige Schriftsteller die ehrende Anerkennung, daß sich sein Charakter in seinen Werken spiegelt. Eine »reine Seele« nennt ihn Rousseau; als »Träume eines redlichen Mannes« bezeichnet selbst der lasterhafte Dubois seine Werke.

Den Spott der Zeitgenossen hat der treffliche Mann freilich auch kosten müssen. Und er war nicht ohne Schuld daran. Das fieberhafte Bemühen, für jeden Mißstand und jede Unvollkommenheit ein Heilmittel aufzutreiben; der naive Optimismus, der die realen Widerstände nicht sah; die Unzulänglichkeit der Mittel, die der Abbé zur Verwirklichung großer und kühner Pläne zum Vorschlag brachte: das alles mußte die Spötter, an denen ja besonders seine Zeit reich war, reizen, und Voltaire hat sich denn auch die Gelegenheit nicht entgehen lassen. Aber auch die Spottreden konnten den trefflichen Mann in seinem Wirken nicht irre machen. »Ich arbeite für das öffentliche Wohl und für die Menschen der Zukunft, sagt er einmal,[2]) und es stört mich nicht, wenn ich den törichten Witzlingen als Zielscheibe diene, wofern nur die vernünftigen Leute aus einzelnen Untersuchungen

[1]) *d'Argenson*, Mémoires V, 216ff. — [2]) Oeuvr. div. I, 268.

Nutzen ziehen . . . Es scheint mir, daß man den furchtlosen Bürger nicht besser ehren kann als durch die Worte, die Ennius über Fabius sagt: Non ponebat enim rumores ante salutem.« [1])

2. Kapitel.

Saint-Pierres Verhältnis zur Philosophie seiner Zeit und seine ethischen Anschauungen.

A. Seine Stellung zu Descartes.

Das Leben St. P.s gehört, wie wir gesehen haben, zur Hälfte dem 17. Jahrhundert an. Was ihn als einen Vertreter dieses Jahrhunderts erscheinen läßt, ist sein Bekenntnis zu den Grundsätzen der kartesianischen Philosophie. Die große Hochachtung für den Begründer derselben zeigt sich darin, daß er ihn zu den großen Männern zählt — eine Auszeichnung, die er nur wenigen Sterblichen zuerkennt. Descartes, sagt er, [2]) »hat uns gelehrt, die meisten der falschen Ansichten, die wir als sicher betrachteten, einer Prüfung zu unterziehen . . ., er hat uns gelehrt, uns in keinem Stücke der menschlichen Autorität zu unterwerfen . . ., sondern mit eigenen Augen zu schauen und von unserer eigenen Vernunft Gebrauch zu machen.« Aber er begnügt sich nicht mit diesem Lobpreis, sondern tritt auch für die Grundtatsachen seines philosophischen Systems ein. Die Existenz Gottes, des »vollkommensten und allgütigsten Wesens«, ist ihm durch den kosmologischen Beweis, der für jedes vernünftige Wesen überzeugend sein müsse, genügend erwiesen. [3]) Auch die Theorie über die beiden Substanzen, die Spiritualität des Ichs, die Einheitlichkeit und Unzerstörbarkeit der Seele übernimmt er aus der Philosophie des Descartes. »Wir haben erkannt, daß weder der Schmerz noch die Lust . . . irgend einer Gesamtheit der Materie

---

[1]) Oeuvr. div. I, 268. — [2]) Ouvr. II, 257 und 264. — [3]) Ouvr. XI, 456. cf. auch Oeuvr. div. II, 45.

oder einem Teile derselben zukommen kann . . . Die Materie wird niemals etwas anderes als Materie sein. Es bleibt also nur übrig, daß jene materielle Substanz, die in uns empfindet, von der Substanz unseres Körpers gänzlich verschieden ist.« [1]) Während der Körper eine »Maschine aus vergänglichem Fleisch« ist, hat der Geist keine Ausdehnung; er wäre ja sonst teilbar. Kann man aber von der Hälfte, dem Drittel eines Zweifels oder einer vernünftigen Überlegung sprechen? Ist aber die Seele eine einfache Substanz, so kann sie auch nicht zerstört werden.[2]) Die Unzerstörbarkeit der Seele und das Fortleben nach dem Tode vor der Vernunft zu erweisen, ist dem Abbé eine besonders ernste Sache, da, wie noch zu zeigen sein wird, der Glaube an eine künftige Vergeltung zugleich ein ethisches Postulat ist. Die Frage, wie die zwischen Körper und Geist, den zwei so ungleichen Substanzen bestehende Wechselwirkung zu erklären sei, beantwortet St. P. nicht in der Weise des Descartes. Er erwähnt den interessanten physiologischen Erklärungsversuch, die bekannte Theorie der Zirbeldrüse, überhaupt nicht. Vielmehr scheint er hier den von Malebranche vertretenen Okkasionalismus zu teilen, wonach Gott die bewirkende Ursache, die körperlichen bezw. geistigen Vorgänge nur Gelegenheitsursachen sind. Ein weißer Marmorwürfel ist nur eine »perception occasionné par l'organe des yeux, et ensuite par l'organe de la mémoire: Je dis occasionnée et non point causée: car du marbre ne peut pas donner, ne peut pas causer une idée qu'il n'a point . . Dieu me donne cette idée à l'occasion de la présence de ce marbre exposé à l'organe des mes yeux . . .« [3]) Kann man aus diesen Worten die Meinung heraushören, daß ein Eingreifen Gottes in jedem einzelnen Falle erfolgen müßte, so findet sich doch an anderer Stelle die tiefere Auffassung des Verhältnisses, daß Gott die Wechselwirkung zwischen den

[1]) Ouvr. XII, 338f. — [2]) Ouvr. XI, 363ff. — [3]) Ouvr. XII, 357.

geistigen und körperlichen Vorgängen für immer geregelt habe.[1]) Immerhin bleibt ihm die Tatsache unbestritten, daß nur die Seele es ist, die Lust und Unlust empfindet. Damit fällt für ihn auch der Einwand, daß die Seele bei der Trennung vom Leibe ohne Empfindung bleiben müsse. Denn da schon in der irdischen Existenz die Spiritualität unserer Empfindungen nicht in Zweifel gezogen werden kann, so muß die Seele auch im Jenseits ohne leibliche Hülle fähig sein, die höchsten Wonnen zu erleben.[2])

Ebenso wichtig wie die einzelnen philosophischen Wahrheiten ist ihm das Prinzip der kartesianischen Philosophie selbst. Wie sein Zeitgenosse Bayle vertritt er das Recht der freien und unbefangenen Prüfung, das Recht des Zweifelns. Er redet von zwei Türen, durch die unsere Ansichten in unseren Geist eintreten: die eigene Einsicht (notre propre évidence) und das Zeugnis anderer (témoignage de ceux qui nous environnent).[3]) Ein großer Teil der Menschen, »die Kinder, die Frauen, die Unwissenden, die Durchschnittsmenschen, die ihr ganzes Leben lang im Kinderzustande geistiger Entwicklung stecken bleiben«, haben nur die eine Tür, ja man kann sagen, daß mehr als drei Viertel aller Meinungen, die die Welt beherrschen, auf Autorität und Nachahmung beruht.[4]) Nur eine kleine Auswahl von Geistern gelangt dazu, zu prüfen und sich von den alten Vorurteilen zu befreien und dadurch zur Gewißheit zu kommen. In der Fähigkeit dazu unterscheidet sich der philosophische Geist von dem Schwachkopf.[5]) Es wird sich zeigen, daß St. P. von diesem Rechte der Skepsis besonders bei der Beurteilung kirchlicher Glaubenssätze vollen Gebrauch macht. In allen Dingen ist das Lumen naturale, die menschliche Vernunft, oberste Richterin. Auf diese Stellung hat sie

---

[1]) Le Tout-puissant . . . a fait les lois et les règles des mouvements de mon corps à l'occasion des volontés de mon esprit. Ouvr. XV, 151.

[2]) Ouvr. XV, 133. — [3]) Ouvr. IV, 111. — [4]) Ouvr. IV, 113 und 119. — [5]) Ouvr. IV, 114 und 112.

freilich nicht zu allen Zeiten Anspruch machen können, denn auch sie ist einst im Kindheitsstadium gewesen. Darum sind die Schriften der Alten von der modernen Zeit weit überholt. »Je mehr unsere Vernunft sich vervollkommnet, um so mehr vermindert sich unser Respekt vor ihnen und ihren Werken, die für die damalige Zeit, wo die Vernunft im Kindheitsalter stand, ausgezeichnet gewesen sind.[1]) Jetzt dienen sie nur noch als ‚historische Denkmäler', die den Fortschritt der Vernunft veranschaulichen.«[2])

Der Gedanke, in einem Jahrhundert zu leben, in dem die menschliche Vernunft einen ungeahnten Aufschwung genommen, hat für den Abbé etwas Berauschendes. Aber er weiß auch, daß der Siegeszug der Vernunft noch nicht beendet ist, die Zukunft hat noch ungekannte Entwicklungsmöglichkeiten.[3]) Es ist der unerschütterliche Glaube St. P.s, daß das goldene Zeitalter nicht am Anfange des Menschengeschlechts liegt, wie uns die Dichter glauben machen wollen, sondern daß es sich erst in der Zukunft erfüllen wird.[4]) Die gegenwärtige Generation lebt, nachdem sie das eiserne und bronzene überwunden hat, im silbernen Zeitalter. Noch stehen, so führt St. P. in dem Aufsatze über die »Raison universelle«[5]) aus, drei gewaltige Hemmnisse der Aufwärtsbewegung der Vernunft entgegen: die Kriege, die abergläubischen Vorstellungen und die Furcht der Regierenden vor politischer Aufklärung. Zu den Bedingungen, an die die Herbeiführung des goldenen Zeitalters geknüpft ist, rechnet St. P. die Reform der Erziehung, ein Zeichen dafür, welche Wichtigkeit er dieser Frage beimißt.[6]) Ist die Mitarbeit an der Befreiung der Vernunft und der Besserung der menschlichen Verhältnisse Sache aller Einsichtigen, so ist sie vor allem Pflicht der Philosophen. Nicht in der

---

[1]) Ouvr. XIII, 239. — [2]) Ouvr. II, 263. — [3]) Ouvr. IV, 261; cf. auch Ouvr. XI, 306 und XV, 117. — [4]) Polys. — [5]) Ouvr. XI, 278. — [6]) Ouvr. XI, 307f.

Behandlung metaphysischer Fragen sollen diese ihre Aufgabe erblicken; viel wichtiger als abstrakte Spekulationen, die nur als müßiger Zeitvertreib (amusements) gelten können, sind Reflexionen über die menschlichen Pflichten, die bürgerlichen Gesetze und die sozialen Einrichtungen. Denn nur das, was Nutzen schafft, ist wert, das Streben der Menschen zu bilden.[1])

In diesen Anschauungen ist zu einem großen Teile das philosophische Programm des 18. Jahrhunderts enthalten. Das trunkene Vertrauen auf die Macht der Vernunft, das zur Proklamierung des Gesetzes eines unendlichen Fortschritts führt; die Mißachtung der Vergangenheit, die nur als Zeit der Barbarei und Unvernunft bewertet wird; die rücksichtslose Betonung des Utilitätsstandpunktes, der zum Aufbau kühner Gedankengebäude unfähig macht: dies alles sind Bestandteile der französischen Aufklärungsphilosophie, und St. P. ist einer der ersten, der dem neuen Jahrhundert dies Losungswort entgegengerufen hat. Der Zweck aller Bemühungen ist von nun an die Reform der Gesellschaft, ihrer Einrichtungen, ihrer Sitten nach dem Muster der Vernunftideen. Ethische, politische und wirtschaftliche Fragen stehen im 18. Jahrhunderte im Mittelpunkte der Erörterung und werden gelöst ohne Rücksicht auf positive Dogmen und metaphysische Doktrinen.[2]) Das Wort »Philosoph« füllt sich mit neuem Inhalt: aus dem grübelnden Denker wird der Morallehrer, der Kämpfer gegen Aberglauben und Fanatismus, der Streiter gegen Absolutismus und Standesprivilegien.

B. Saint-Pierres Moralphilosophie.

Mit ethischen Problemen hat sich St. P. in zahlreichen Schriften befaßt, ohne jedoch seine Anschauungen in einen systematischen Zusammenhang zu bringen. Es

---

[1]) Ouvr. X, 84 und 159.

[2]) *Barni*, Histoire des idées mor. et pol. I, 5ff.

soll im folgenden versucht werden, die Kerngedanken seiner Ethik — unter Beiseitelassung einzelner widersprechender Ansichten — herauszustellen.

Die Frage, ob ein reines, interesseloses Handeln unter den Menschen zu finden sei, wird von St. P. verneint. Mit klaren Worten spricht er es aus, daß »die Furcht vor dem Schmerz, das Streben nach Lust die einzigen Triebfedern aller menschlichen Handlungen« sind.[1]) Mit dieser Tatsache muß man sich abfinden, so erhaben es auch wäre, wenn die Schönheit der Tugend allein genügte, uns stets auf ihren Wegen zu erhalten.[2]) Das reine interesselose Handeln kann aber im besten Falle nur als ein Ideal, niemals als Regel für die Allgemeinheit aufgestellt werden.[3]) Von den Arten der Lust, die als Motive für die Willenshandlungen wirken, sind für die Menschen von besonderer Bedeutung die Achtung und ehrenvolle Auszeichnung seitens der Mitmenschen und der Ruhm in der Nachwelt. Dieses wirksame Motiv darf den Menschen nicht geraubt werden. Mit einer gewissen Heftigkeit wendet sich der Abbé gegen die »Philosophen mit ihren falschen Subtilitäten«, die das Streben nach Anerkennung als ein unsittliches Motiv verwerfen.[4]) Er sagt geradezu: »Es ist gegen das öffentliche Interesse, in den Menschen das Streben nach dem Ruhme in der Nachwelt zu schwächen.«[5]) Es kann nicht überraschen, daß St. P. auch die beiden Mittel nicht verschmäht, die sich nach seiner Meinung jederzeit von stark determinierender Kraft erwiesen haben, Lohn und Strafe. Insbesondere erscheinen ihm die Furcht vor

[1]) Ouvr. X, 76. — [2]) Ouvr. XIII, 325f.

[3]) Ouvr. II, 229. — Darum entscheidet sich auch St. P. in dem Streite um die uninteressierte Gottesliebe (cf. *Jodl* I, 276ff.) gegen die Anschauung der Quietisten und nennt ihr Streben nach gänzlich interesseloser göttlicher Liebe eine Illusion. Ann. pol. II, 347.

[4]) Ouvr. II, 227 und 229.

[5]) Ouvr. X, 308 (dritter Leitsatz); cf. auch den Aufsatz »Sur le désir des louanges« XIII, 380ff.

der ewigen Qual und die Hoffnung auf ewige Freude als starke Antriebe für das sittliche Handeln.[1]) Die im Staate bestehenden Institutionen, die die Moralität der Menschen zu befördern haben, können daher nicht genug dieses Motiv wirksam machen. Das Leben im paradiesischen Jenseits mit leuchtenden Farben zu schildern und den Ort ewiger Qual auszumalen, sind nicht nur Geistliche und Lehrer, sondern auch die Dichter berufen, namentlich die dramatischen Dichter, die sich des Sprachrohrs der Bühne bedienen.

Als das Ziel alles Handelns bezeichnet St. P. die Vermehrung des eigenen und fremden Glückes. Da die Menschen unter Glück sehr verschiedene Dinge verstehen,[2]) und sich leicht über das wahre Glück in Täuschung befinden, bedürfen sie zur richtigen Beurteilung der Vernunft, und zwar jener Seite der Vernunft, die St. P. »prudence« nennt; es ist dies die Gabe der Abwägung, die den Menschen befähigt, die Wirkung der Handlung vorauszusehen.[3]) Durch den Gebrauch seiner Vernunft wird er zur Beobachtung der Regel veranlaßt werden, den dauernden Glückszustand einem vorübergehenden vorzuziehen.[4]) Er wird ferner einsehen, daß er mit seinem Leben an seine Mitmenschen geknüpft ist und daß ein Teil seines Erdenglücks durch sie bedingt ist und durch sie zerstört werden kann. Hält er sich dies vor Augen, so wird er nicht widerstreben, sich einem Sittengesetze zu unterwerfen, das, da es für jeden verbindlich ist, ihm sein Glück gewährleistet. Dieses oberste Gesetz ist in den Worten der Bergpredigt zu finden: »Alles was ihr wollt, das euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch.«[5]) Aus diesem Moralprinzip leiten sich die beiden Kardinaltugenden ab, die das gesamte sittliche Handeln in sich schließen. Die negative Fassung ergibt den Im-

---

[1]) Oeuvr. div. I, 18 und 20. — [2]) Ouvr. X, 76. — [3]) Oeuvr. div. I, 16. — [4]) Ouvr. X, Premier Recueil. — [5]) Ouvr. X, Premier Recueil und öfters.

perativ: abstine a malo, hüte dich, deinen Mitmenschen Unrecht zuzufügen; diese Tugend ist die Rechtlichkeit (justice). Die positive Formulierung des Prinzips führt zu der Forderung: fac bonum, erweise deinem Nächsten Gutes. Die Tugend, die aus dieser Forderung erwächst, bezeichnet St. P. mit dem von ihm neugebildeten Worte »bienfaisance«, das man wörtlich mit Wohltun, dem umfassenden Sinne, den es bei seinem Erfinder hat, entsprechend, besser mit werktätiger Nächstenliebe übersetzen kann. Zur Begründung für die Anwendung eines so ungeläufigen Wortes weist er auf den Mißbrauch hin, der mit dem Worte »charité« insbesondere durch Theologen getrieben worden sei, die sogar die Verfolgung Andersgläubiger als »Oeuvre de charité« bezeichnen.[1])

In diesen Ausführungen ist klar ausgesprochen, daß der Eudämonismus bei St. P. eine starke altruistische Tendenz nicht ausschließt. Aber dieser Altruismus ruht auf durchaus egoistischem Grunde. »Jeder Mensch, der im Besitze seiner Vernunft ist, kennt und billigt in seinem eigensten Interesse« diese oberste sittliche Norm.[2]) Denn in der St. P.schen Deutung ist das Wort Jesu nicht nur ein ethischer Imperativ, der dem einzelnen das Maß seiner Pflicht vorschreibt, sondern es ist darin auch implicite das Motiv enthalten, das zum Handeln führt. Es lautet dann: »Handle mit Gerechtigkeit und Liebe gegenüber deinem Nächsten, damit er dir gegenüber auch so verfährt.« Man sieht, es ist nur ein kleiner Schritt zu dem »hedonistischen Calculus« Benthams, der die unsittliche Handlung als einen Rechenfehler des Eigennutzes kennzeichnet.[3])

Dieser rein utilitaristischen Strömung in St. P.s Ethik, wonach die Beförderung fremden Glückes gleichsam als eine Rückversicherung für die eigene Glückseligkeit verlangt wird, steht eine zweite Auffassung entgegen, die

---

[1]) Ouvr. XI, 5. — [2]) Ouvr. XI, 127.
[3]) *Barth*, Elemente, 19.

seine Ethik auf ein weit höheres Niveau erhebt. Für alles sittliche Handeln gibt es einen höchsten Maßstab, ein weit über die persönlichen Interessen hinausgehendes Ziel, das ist der öffentliche Nutzen, die Wohlfahrt der Gesamtheit. Es ist bezeichnend, daß St. P. diese Auffassung gerade in der Schrift gegen Mandeville vertritt,[1]) dessen 1714 erschienene berüchtigte »Fable of the Bees« eine in gewissem Sinne konsequente und scharfsinnige Ausbeutung des Satzes ist, daß die Folgen der Handlungen über ihren sittlichen Wert entscheiden.[2]) Vor diesen Konsequenzen schrickt der ehrliche Mann zurück. Indem er darauf hinweist, daß lasterhafte Handlungen immer mehr Übel als Gutes zur Folge haben, entwickelt er seine Theorie, wonach das Wirken am höchsten zu bewerten sei, das der Gesamtheit zugute kommt. An anderer Stelle faßt er diese Forderung in folgende Worte zusammen: »Unter den Wohltaten, die man ausüben kann, stehen die am höchsten, die einer möglichst großen Zahl von Familien Nutzen bringen.«[3]) Ganz besonders soll dem Herrscher eines Landes das Wohl der Gesamtheit der Kompaß sein, der seinem Handeln den Weg weist.[4]) Den Ehrennamen des »grand homme« verdienen nur solche geschichtliche Persönlichkeiten, die bei ihrem Handeln nicht nur große Schwierigkeiten heldenmütig überwunden haben, sondern die Wohltäter geworden sind für die Menschheit im allgemeinen oder für ihre Volksgenossen.[5]) Andernfalls sind sie höchstens, wie z. B. Karl V., »hommes illustres oder hommes célèbres«.[6]) Heldenmütige Taten allein sind noch keine sittlichen Werte. Das Opfer, das etwa eine Indierin bringt, die sich beim Tode ihres Mannes verbrennen läßt, ist sinnlos, da weder die Familie noch der

---

[1]) »Contre l'opinon de Mandeville«, Ouvr. XV, 197 ff.

[2]) *Jodl*, Gesch. der Ethik I.

[3]) Ouvr. XIII, 337. — [4]) Ouvr. IV, 267. — [5]) Oeuvr. div. I. 294 f. und Ouvr. IV, 196 und 222 ff. — [6]) Oeuvr. div. I, 272 und 299.

Staat daraus einen Nutzen zieht und die Summe des Glücks nicht erhöht wird.[1])

Aus diesen Grundsätzen theoretischer Natur leitet St. P. einen Kodex der natürlichen Sittlichkeit ab. Freilich dürfen wir nicht eine strenge Deduktion erwarten; als Eklektiker nimmt er die Vorschriften der Lebensweisheit aus verschiedenen Moralsystemen. Ganz zwanglos werden sich seine Morallehren, die sich verstreut in seinen Abhandlungen und in Briefen finden, nach zwei Fragen ordnen lassen: 1. Was befördert die individuelle Glückseligkeit? 2. Welche Tugenden erfordert das gesellschaftliche und soziale Leben?

1. Es ist ein Anklang an die stoische Moral, wenn St. P. erklärt, daß »das größte Glück in der Ruhe der Seele und in der Unerschütterlichkeit des Lebens« bestehe und daß die Leidenschaften nur Krankheiten der Seele seien.[2]) Dagegen kann er die Auffassung, daß das Freisein von Schmerz ein größeres Glück sei als die positive Lust, nicht teilen. Die rigorose asketische Moral vollends, die auf alles Vergnügen Verzicht leistet, hält er für eine niedere Stufe der Sittlichkeit und stellt ihr als das Höhere den heiteren frohen Lebensgenuß, das Auskosten der unschuldigen Vergnügungen gegenüber.[3]) Eine vollständige irdische Glückseligkeit zu erlangen ist freilich eine Chimäre; aber es gibt ein gewisses Höchstmaß des Glückes, ein »modèle de bonheur«, das zu erlangen im Bereiche der Möglichkeit liegt.[4])

Zum rechten Genusse sind zwei Dinge nötig: das richtige Maß und die Abwechslung. Maß zu halten erfordert die Lebenskunst besonders in den vier Rauschzuständen (les quatres enivrements): Wein, (!) Zorn, Ehrsucht, Liebe.[5]) Über die rechte Mäßigkeit im Essen und Trinken verbreitet sich der Abbé eingehend in der Abhandlung »Observations sur la Sobriété«.[6]) Darin

[1]) Ouvr. IV, 268 und Oeuvr. div. I, 273. — [2]) Ouvr. XV, 70 und 370. — [3]) Ouvr. XIV, 30. — [4]) Ouvr. X, 78. — [5]) Ouvr. XIII, 294. — [6]) Oeuvr. X, 418ff.

empfiehlt er, häufig Schriften über die Mäßigkeit zu lesen, den Zustand seiner Gesundheit nach einer Woche der Unmäßigkeit und einer Woche der Mäßigkeit zu vergleichen und endlich seine Mahlzeit oft allein einzunehmen. Eine strenge Enthaltsamkeit zu fordern, liegt dem Abbé fern. In einem Briefe an Mme. du Tort[1]) spricht er sich über die »natürliche Wirkung des guten Weines« aus. Er hatte mit dem Vater der Dame in St. Cloud gespeist. »Wir hatten ein wenig mehr getrunken als gewöhnlich und, das Glas in der Hand haltend, sprachen wir von jenem Glücke, jener Ruhe, die sich Seneca rühmte . . ., den Menschen geben zu können. Meiner Treu, Herr Abbé, sprach er (der Vater der Dame) zu mir und stieß an mein Glas, es ist der gute Wein, der das gibt, was jene Philosophie verspricht.« Der Abbé fährt dann fort: »Was mich anlangt, so schätze ich diese (die stoische) Philosophie sehr hoch; man wappnet sich mit ihr mit Mut und Festigkeit gegen Schläge des Schicksals, und das ist sehr gut. Aber mit gütiger Erlaubnis Senecas und seiner stolzen und tapferen Philosophie . . . empfinden wir, daß ein wenig guter Wein, etwas reichlicher genossen als gewöhnlich, noch bessere Dienste tun kann . . . . Ich betrachte eine halbe Flasche guten Wein bald als Heil-, bald als Vorbeugungsmittel gegen ein gewisses Übermaß des Ernstes, das sehr starke Ähnlichkeit mit schlechter Stimmung hat. Alles in allem kümmere ich mich nicht so sehr um die Feinheit der Gerichte, wenn ich irgendwo speise. Was mir mehr am Herzen liegt, ist die Heiterkeit und das Behagen (agrément) der Tischgenossen, und ich gestehe, daß mir nie ein Gericht mundet, wenn bei der Mahlzeit mein Geist nicht auf seine Rechnung kommt . . .«

Diese leicht epikuräisch gefärbte Lebensauffassung zeigt sich auch in der Mahnung, auf Wechsel und Mannig-

---

[1]) Lettre à Mme. du Tort, St. Cloud, le 1ier juillet 1698. Ouvr. XVI, 176ff.

faltigkeit der Genüsse bedacht zu sein. Dadurch, daß wir uns manchmal Entbehrungen auferlegen, erlangen auch bescheidene Vergnügungen immer wieder neuen Reiz; denn »die lange Gleichförmigkeit vermindert und zerstört unsere Vergnügungen[1]«, daher ist auch vom Standpunkte der individuellen Glückseligkeit ein Leben in Beschäftigung einem müßigen Dasein vorzuziehen.[2] Der Weise wird auch nie die Vorschrift Epikurs außer acht lassen: »Genieße deine gegenwärtigen Vergnügungen so, daß sie den zu erwartenden nicht schaden.«[3] St. P. gibt diesen Worten eine weitere Ausdehnung dadurch, daß er sie zu der von ihm vertretenen transzendenten Eudämonie in Beziehung setzt. »Die höchste Weisheit des Menschen besteht darin, das vorübergehende Glück und das . . . Verhalten des ersten Lebens mit der wohlbegründeten Hoffnung auf das ewige Glück des künftigen Lebens zu versöhnen«.[4] Alles in allem kann St. P. das irdische Leben nicht pessimistisch betrachten. Wenn auch nicht ohne Dornen, ist es doch mit köstlichen Blumen und Früchten überstreut.[5] Auf den Einwand, daß die Leiden des Lebens die Freuden überwiegen, antwortet er mit folgender Gegenfrage: »Angenommen, man hätte noch 50 Jahre zu leben, würde man dann etwa wünschen, während dieser 50 Jahre zu schlafen? Keineswegs. Damit gibt man also zu, daß man im Wachen mehr zu gewinnen als zu verlieren meint.«[6]

2. Der Verkehr mit unsern Mitmenschen beruht auf den beiden Haupttugenden der Rechtlichkeit und des Wohltuns. In dem Aufsatze »Economie bienfaisante«[7] stellt er die Forderung auf, seine Ausgaben so einzurichten, daß man den zehnten Teil seines Einkommens für wohltätige Zwecke sich zur Verfügung hält. Im Zu-

---

[1]) Ouvr. X, 79; cf. auch Ouvr. XII; »il faut quitter avec regret ce qui plaît pour être sûr de le retrouver avec plaisir«. Ouvr. XIV, 28.

[2]) Ouvr. XII, 375. — [3]) Ouvr. VI, 39. — [4]) Ouvr. XVI, 215. — [5]) Ouvr. X, 302. — [6]) Ouvr. XIII, 356. — [7]) Ouvr. XIV, 1ff.

sammenleben der Menschen muß der Geist der Milde (douceur) herrschend sein.[1]) Freilich muß hinter der Milde auch eine gewisse Größe des Geistes stehen; »man darf diese sanfte Gesinnung nicht mit fader und serviler Gefälligkeit verwechseln, jenem Zeichen von Kleinheit und Schwäche, die nichts zu tun haben mit Größe und Güte«.[2]) Eine weitere Ausstrahlung der bienfaisance ist die Höflichkeit. Wie hoch sie St. P. einschätzt, geht aus folgenden Worten hervor: »Man bemerkt oft an Weltleuten, daß sie von andern das erste Entgegenkommen und die erste Höflichkeitsbezeugung erwarten, und doch sollte man überzeugt sein, daß die zuerst erwiesene Höflichkeit eine moralische Überlegenheit bedeutet.«[3]) Höflichkeit zeigt sich vor allem in der schweren Kunst, den andern anzuhören und ihn fühlen zu lassen, daß man das Schöne und Angenehme in seinen Worten zu würdigen vermag, und zwar in zarter Weise, nicht in groben Lobsprüchen und dick aufgetragenen Schmeichelworten.[4]) Dazu gehört freilich viel Geist, viel Aufmerksamkeit und viel Wohlwollen.[5]) Niemals soll man auch in der Unterhaltung seine Meinung anderen aufdrängen, sondern mit Bescheidenheit sie als subjektive Ansicht kennzeichnen.[6]) Ganz ausgeschlossen soll in dem Zusammenleben der Menschen alle verletzende Ironie, alle Satire und höhnischer Witz sein.[7]) Um von den Menschen nicht enttäuscht zu sein, ist es empfehlenswert, nicht mit zu hohen Erwartungen an sie heranzutreten. Es ist eine gewisse weltmännische Skepsis, mit der der Abbé den Menschen entgegentritt, aber sein Optimismus bewahrt ihn davor, seine Mitmenschen zu hassen. Die Schuld bei gewissen Mißverständnissen und Differenzen soll man nach seiner Meinung nicht zuerst in den anderen als vielmehr in sich selbst suchen. An Mme. de Lambert

---

[1]) Ouvr. XV, 320. — [2]) Ouvr. XV, 321ff. — [3]) Ouvr. XVI, 204. — [4]) Ouvr. XIII, 289f. — [5]) Ouvr. XIII, 322f. — [6]) Ouvr. XV, 330ff. — [7]) Ouvr. II, 215.

schreibt er einmal: »Sie sehen also hieraus, daß ich durch die Erkenntnis meiner Fehler nichts verliere. Sie läßt mich die Menschen, die mir Vergnügen bereiten, noch mehr lieben und bewahrt mich davor, die zu hassen, denen ich mißfalle. Die törichte Annahme, daß alles Unrecht auf der Seite der anderen liege, schafft ja so viele Menschenfeinde . . .« [1]) Sehr fein äußert er sich über das Zusammenleben an anderer Stelle: »Nous ne sommes les uns à l'égard des autres que des instruments de musique: nous rendons des sons agréables ou désagréables, à mesure que nous sommes bien ou mal touchés.« [2]) Und in dem schon erwähnten Briefe an Mme. de Lambert heißt es: »Ein Blick, ein Wort, eine Wendung des Kopfes . . . enthüllt dem fein fühlenden Menschen, ob der andere ihm mit guten oder schlechten Absichten oder gleichgültig entgegentritt. Sobald man gegen jemand günstig eingenommen ist, verbreitet sich über die Bewegung und Worte ein unbeschreiblicher Reiz, gleichsam das Signal der Gefühle, die man gegen den anderen hat.« [3])

Wenn wir zurückschauen, können wir feststellen, daß der Ausgangspunkt der Ethik St. P.s ein psychologischer Hedonismus ist. Indem er die Motive als gleichgültig hinstellt und den Wert der Handlung von ihrer Wirkung abhängig macht, darf seine Ethik als teleologische oder, der Ausdrucksweise J. St. Mills entsprechend, als utilitaristische bezeichnet werden. Sie ist zugleich Eudämonismus, denn das Ziel des Handelns ist die Steigerung der Glückseligkeit. Infolge seiner egoistischen Natur ist der einzelne geneigt, seine individuelle Glückseligkeit auf Kosten der anderen zu erstreben. Um dies zu verhüten, muß ihm das altruistische Verhalten als ein Handeln hingestellt werden, mit dem er seinen Interessen am besten dient. Wir sahen, daß St. P. in dem Worte der Berg-

---

[1]) Ouvr. XVI, 192. — [2]) Ouvr. XII, 372f. — [3]) Ouvr. XVI, 200.

predigt eine solche allgemeine Sittenregel findet. Dabei muß hervorgehoben werden, daß St. P. diesen Satz, obwohl er ihn der Bibel entnimmt, als selbstevident hinstellt, der nicht erst göttlicher Autorität bedarf. Die überzeugende Kraft dieser Maxime beseitigt jedoch nur den Antagonismus, der zwischen den Interessen derer besteht, die im praktischen Leben tatsächlich aufeinander angewiesen sind; aber St. P. bleibt bei diesem aus vernünftigem Eigennutz abgeleiteten Altruismus nicht stehen. Wir fanden, daß sein Eudämonismus in letzter Linie eine durchaus universalistische Tendenz hat, insofern als das Handeln den höchsten sittlichen Wert besitzt, durch welches das Glück einer möglichst großen Anzahl vermehrt wird. Wo findet sich aber hier ein Ausgleich der widerstreitenden Interessen? Welche egoistische Überlegung soll den Einzelnen dahin führen, zugunsten der Gesamtheit auf seine Lust zu verzichten und dem Wohle der Menschheit sein eigenes Wohl unterzuordnen oder gar zu opfern?[1]) St. P. gibt keine klare Antwort auf diese Fragen. Es finden sich nur vorübergehende Andeutungen, die aber eher die Meinung bestätigen, daß es dem Abbé um eine feste Verankerung der beiden Seiten seiner Ethik nicht ernstlich zu tun gewesen ist. Zuweilen hat es wohl den Anschein, als ob er das Streben nach Ehre und Auszeichnung als eine genügend starke Triebfeder auch für solches Handeln betrachtete; man muß aber fragen: Wo liegt das Verpflichtende, daß die Auszeichnung durch Förderung des allgemeinen Wohles erworben werden soll?

Wenn es dem Abbé nicht gelungen ist, diese Kluft zwischen seinem Ausgangspunkte und den letzten Konsequenzen seiner Ethik zu überbrücken, so dürfen wir diesen Mangel nicht zu hart beurteilen, haben doch auch

[1]) So heißt es vom Fürsten: »il contribuera à l'augmentation du bonheur de ses sujets et de ses voisins par ses soins, par ses veilles, et aux dépens même de ses amusements et de ses plaisirs. Ouvr. II, 251.

tiefere Denker die Harmonie zwischen dem Egoismus und der Pflicht, sich für andere zu opfern, nicht herstellen können. Im allgemeinen kann man sagen, daß in St. P.s Ethik schon die wesentlichen Züge der späteren Aufklärungsmoral vorhanden sind. In der Theorie erkennen die Vertreter dieser Moral fast ausnahmslos die Selbstsucht als unausrottbare Wurzel des Handelns an, und doch führt sie ein praktischer Idealismus zu unbewußter Opposition gegenüber ihrer Theorie. Das gilt selbst von den Vertretern einer rein materialistischen Welterklärung. Diderot, Helvetius, Holbach haben, indem sie Edelsinn und Opferwilligkeit mit der Tat bezeugt haben, die Konsequenzen aus ihrer Anschauung nicht gezogen.[1])

C. Saint-Pierres Ethizismus in seiner Auffassung der Geschichte und Literatur.

Es ist interessant, zu beobachten, daß St. P. als Historiker eine zwiefache Auffassung vertritt. In den zwei Bänden seiner »Annales politiques« hat er der Nachwelt ein Werk hinterlassen, das als eine durchaus ernst zu nehmende Geschichtsquelle zu bewerten ist. Er schildert darin tagebuchartig die Ereignisse von 1658 bis 1739, die er zum großen Teile mit erlebt hat, und die Persönlichkeiten, mit denen er in Berührung gekommen ist. Drängt er auch hier sein subjektives Urteil nicht zurück, so wird doch die historische Objektivität den Tatsachen gegenüber genügend gewahrt. Einen ganz anderen Charakter tragen dagegen die biographischen Skizzen aus dem Altertume, die er in Anlehnung an

---

[1]) So sagt *Diderot*: »Eine Handlung ist gut oder schlecht, je nachdem sie uns und unsere Mitmenschen fördert oder beeinträchtigt« und an anderer Stelle: »La morale est un sentiment de bienfaisance qui embrasse l'espèce humaine en général, sentiment qui n'est ni faux ni chimérique.« Cit. bei *Hettner* II, 323 u. 325. Freilich ist zu bedenken, daß Diderot von Shaftesbury ausgeht und infolgedessen nicht reiner Utilitarist ist.

Cornelius Nepos und an den von ihm hochgeschätzten, aber dennoch für verbesserungsfähig gehaltenen Plutarch[1]) entwirft. Diese Biographien sind nichts anderes als moralische Abhandlungen, worin er den Maßstab seiner ethischen Anschauungen an die verschiedenartigsten Persönlichkeiten legt. »Plutarch, sagt er, erzählt nur Ereignisse, ohne ein Urteil darüber auszusprechen. Jedoch muß man sich nicht damit begnügen, die Neugier der Leser zu befriedigen, sondern muß Sorge tragen, die Vernunft durch weise moralische und politische Betrachtungen zu vervollkommnen.«[2]) Der Geschichtsschreiber soll nicht nur »Chronist«, sondern »Moralist« sein und Reflexionen an die Handlungen knüpfen.[3]) »Ich will«, sagt er an anderer Stelle,[4]) »Beispiele, und zwar wahre Beispiele; ich wünsche Reflexionen, und zwar solche, die aus den Beispielen sich ableiten lassen. Man muß Gefallen erwecken, aber die Geschichte soll auch Nutzen bringen; sie ist gleichsam der Marmorblock, der seine schöne Form erst durch die Richtigkeit und Umfänglichkeit der Reflexionen empfängt.«

Ebenso wie der Historiker muß nach St. P.s Ansicht auch der Dichter seine höchste Aufgabe darin sehen, an der Besserung der Menschheit zu arbeiten. »Er soll uns durch lebendige und naive Gemälde die Tugend lieben und schätzen, das Laster hassen und verachten lehren.«[5]) Die Dichter aber, die nur auf ihren Ruhm bedacht sind, verdienen nicht höher geachtet zu werdeu als »gute Violinspieler, die wir für das zeitweilige Ver-

---

[1]) Observ. pour rendre la lecture de Plutarque plus agréable et plus utile. Ouvr. XI, 173ff.

[2]) Ouvr. XI, 175. — [3]) Ouvr. IV, 228. (Proj. pour établir des Annalistes de l'Etat.) — [4]) Ouvr. X, 86f.

[5]) Wenn St. P. in diesem Zusammenhange Perraults »Griseldis« mit hohem Lobe erwähnt, so darf man vermuten, daß ihn erst recht Richardsons »Pamela«, deren Erscheinen er noch kurz vor seinem Tode erlebte, mit hoher Freude erfüllte; in diesem Werke mußte er ja den so sehnlichst gewünschten »roman vertueux« erblicken.

gnügen, das sie uns verschaffen, mit einigen Lobsprüchen und etwas Geld abfinden.« [1]) Die moralische Tendenz erwartet St. P. ganz besonders von den Werken der dramatischen Dichter. Wenn das Theater seine Aufgabe erfüllen soll, so muß es auf die sittliche Vervollkommnung der Zuschauer abzielen. [2]) In einem besonderen Aufsatze [3]) macht er Vorschläge darüber, wie das Theater seinen Zweck als moralische Besserungsanstalt erfüllen soll. Die bis jetzt vorhandenen Stücke genügen diesen Ansprüchen keineswegs. Corneille verherrlicht im Cid das Duell; Racine wagt für die verbrecherische Phädra unser Mitleid wachzurufen; Molière ist zwar ein großer Maler, aber mit seinen Komödien hat er eine sittliche Besserung nicht bewirkt. [4]) Es lassen sich aber die Werke dieser Dichter unter der Bedingung benützen, daß die notwendigen Verbesserungen an ihnen vorgenommen werden. Wenn St. P. weiter den Vorschlag macht, daß eine Zensurbehörde für die Aufführung moralisch einwandfreier Stücke Sorge tragen soll, so dürfen wir in Anbetracht der anstößigen Literaturerzeugnisse seiner Zeit eine solche Forderung nicht als zu engherzig beurteilen. In seinem Optimismus sieht der Abbé eine Zeit herankommen, wo die Eltern ihre Kinder in das Theater führen wie zur Predigt, und da er von dem heilsamen Einflusse der moralischen Stücke fest überzeugt ist, so wünscht er, daß in allen Städten, die über 30 000 Einwohner zählen, auf öffentliche Kosten Theater unterhalten werden, damit auch den Unbemittelten der Besuch des Schauspiels ermöglicht werde. [5])

Wenn man von der lächerlichen Übertreibung absieht, die in dem Vorschlage St. P.s liegt, Dichterwerke

---

[1]) Ouvr. XII, 115.

[2]) »On peut plus tirer du théâtre que l'on ne pense, pour rectifier nos moeurs et nos opinions.« X, 62.

[3]) Proj. pour rendre les spectacles plus utiles à l'Etat. Oeuvr. div. II, 195 ff.

[4]) Oeuvr. div. II, 187 ff. — [5]) Oeuvr. div. II, 193.

offiziell verbessern zu lassen, so kann man auch in diesen Ausführungen wieder eine Lieblingsidee des ganzen aufgeklärten Jahrhunderts erkennen. Der Begriff eines reinen, nicht von Nebenrücksichten beeinflußten Kunstschaffens ist dem 18. Jahrhunderte fremd. Der Utilitätsstandpunkt mußte auf die ästhetischen Prinzipien unheilvoll wirken und zu einer argen Vermischung der Grenze zwischen Moral und Ästhetik führen. Und es sind nicht nur unkünstlerische Naturen, wie unser Abbé, die der Kunst eine so untergeordnete Rolle zuweisen, sondern die Dichter selbst vertreten die Anschauung, daß die Kunst moralische Ideen zum Ausdruck zu bringen habe. Ganz besonders ist die Meinung, daß das Theater eine Moralschule sein müsse, dem 18. Jahrhunderte geläufig. Schon aus der Vorrede, die Racine seiner Phädra vorausschickt, kann man einen Vorklang dieser Auffassung hören. Der Abbé de St. P. ist, wie wir eben gesehen haben, mit dieser Tragödie noch nicht einverstanden, aber er würde seinen Beifall den dramatischen Schöpfungen Diderots nicht versagt haben. Der »Fils naturel« und der »Père de famille« sind ja nichts anderes als dialogisierte Familiengemälde, die auf die unmittelbarste moralische Rührung und Besserung ausgehen.[1]) Diderot hat selbst in seinen ästhetischen Untersuchungen über die plastische Kunst die Bildwerke »viel zu sehr nach ihrem didaktischen, aufklärerischen, sentimentalen Wert beurteilt und so auf die Schöpfung des Malers denselben Grundsatz angewendet, wie auf die des Schriftstellers, den Grundsatz gleichsam: l'art pour la morale.«[2]) Und wenn wir nach Deutschland blicken, so hat ja auch Lessing die moralisierende Tendenz für durchaus berechtigt gehalten. Den »Gefangenen« des Plautus übersetzte er, weil dieses Stück dem Ideal der Komödie — der sittlichen Besserung des Zuschauers — am nächsten komme. »Hier wird

[1]) *Hettner* II, 331, cf. auch 338. — [2]) *Hettner* II, 340.

Lessing . . . ganz zum Moralisten, der auf der Bühne das Laster schwarz, die Tugend weiß malen . . . möchte.«[1]) Und in dem Briefe an Moses vom 18. Dezember 1756 fordert er, daß das Trauerspiel Übung im Mitleid, das Lustspiel Übung in der Fertigkeit, allerlei Lächerliches wahrzunehmen, bezwecken müsse, »und so ist auch, bemerkt Erich Schmidt, die Nützlichkeit der Komödie gerettet«.[2]) Welche große Macht gerade dieser Gedanke der Aufklärungszeit ausgeübt hat, dafür ist ein Beweis, daß ihm selbst Schiller einen Tribut gezollt hat, als er 1784 die »Schaubühne als moralische Anstalt« proklamierte. Erst unter dem Einflusse Kants ist er von dieser beschränkten Nützlichkeitslehre zu der Auffassung von dem Eigenwerte und der Hoheit der Kunst geführt worden, die sein ganzes späteres Wirken bestimmt.

3. Kapitel.

Saint-Pierres Stellung zur Religion und Kirche.

Wenn Descartes der Erörterung theologischer Fragen mit einer gewissen Ängstlichkeit aus dem Wege gegangen war, so hatte ihm dies Verhalten eine kluge Vorsicht diktiert, die Erkenntnis nämlich, daß Angriffe auf das Lehrgebäude der Kirche sein gesamtes philosophisches Wirken gefährden würden. Dieselbe Anschauung klingt aus den Worten der Mme. de Lambert heraus, wenn sie sagt: »En fait de religion, il faut céder aux autorités.«[3]) St. P. wahrt diese Zurückhaltung ebensowenig wie sein Zeitgenosse Bayle; in einer Reihe von Schriften nimmt er zu kirchlichen Fragen Stellung, und seine Äußerungen über die von ihm gepflegten Studien lassen schon im voraus vermuten, daß dies nicht im Sinne der Orthodoxie geschehen wird.

Fassen wir zunächst seine religionsphilosophischen Ansichten ins Auge. Jede Religion ist nach seiner Auf-

[1]) *Erich Schmidt*, Lessing I, 170.
[2]) *Erich Schmidt*, Lessing I, 338.
[3]) *Compayré*, Histoire des doctrines . . . I, 360.

fassung ein Komplex wahrer und falscher Glaubenssätze.[1]) Der Mensch ist jedoch nicht genötigt, sich unter die Autorität aller dieser Lehren zu beugen; in der Vernunft ist ihm vielmehr ein Mittel gegeben, das Gewisse von dem Ungewissen, das Menschliche von dem Göttlichen zu scheiden.[2]) Die Vernunft wird somit alleinige Richterin über den Wahrheitsgehalt der Religionen; nur die religiösen Vorschriften haben Anspruch auf Anerkennung, die in Übereinstimmung sind mit der erleuchteten Vernunft. Dem Einwande, daß in dieser Auffassung eine Degradierung der Religion liege, tritt St. P. mit dem Hinweise auf den göttlichen Ursprung der Vernunft entgegen. »Montrer combien les préceptes de la religion sont conformes à la raison la plus pure et la plus éclairée . . ., ce n'est pas rabaisser la religion, parce que la raison la plus pure et la plus éclairée nous vient de Dieu même . . .«[3]) Hat uns nun Gott die Himmelsgabe der Vernunft gegeben, die ebenso unfehlbar ist wie der, der sie schuf,[4]) so ist jede andere Manifestation Gottes überflüssig. Die Ablehnung einer übernatürlichen Offenbarung ist die erste wichtige Folgerung, die St. P. aus dem Vernunftprinzip ableitet. Freilich konnte er nicht wagen, seine Angriffe direkt gegen die christliche Religion zu richten. Trotzdem brauchte er auf eine Äußerung seiner Gedanken nicht zu verzichten. Da jede Kirche ihren Ursprung auf übernatürliche Offenbarung und das besondere göttliche Eingreifen zurückführt, so brauchte ja nur an irgend einer beliebigen Religion die natürliche Entstehung aufgezeigt zu werden, und man konnte es der Intelligenz des Lesers überlassen, die weiteren Schlüsse zu ziehen. St. P. schrieb daher seinen »Discours contre le Mahométisme«,[5]) eine religionsgeschichtliche Untersuchung, die ebenso klar und präzis in ihrer Beweisführung ist, wie sie stilistisch zu den besten Werken des

---

[1]) Ouvr. XII, 190. — [2]) Ouvr. XII, 138. — [3]) Oeuvr. div. II, 62. — [4]) Ouvr. XII, 136. — [5]) Ouvr. V, 104ff.

Abbé gezählt werden darf. Hier erörtert St. P. zunächst die Frage nach dem Ursprung der mohammedanischen Religion. Er findet es erklärlich, daß die durch Mohammed angefachte religiöse Bewegung dem Unbefangenen wie ein Wunder erscheint und ihm den göttlichen Charakter des Stifters dokumentiert. Für den kritischen Betrachter jedoch, der die mit der Religionsgründung verbundenen Ereignisse prüft, fällt alles Übernatürliche weg. Aber, so wird man entgegnen, Mohammed hat doch tatsächlich Visionen gehabt. Gewiß; nur kann dabei durchaus nichts Überraschendes gefunden werden. In den heißen Zonen ist die Einbildungskraft lebhafter als bei uns, und von den Arabern ist es allgemein bekannt, daß sie ein besonders starkes Traumleben haben. Selbst wenn Mohammed von dem Engel Gabriel geträumt hat, so liegt darin nichts Wunderbares, denn der Name dieses Engels war dem künftigen Propheten, der mit Christen und Juden verkehrte, oft genug entgegen geklungen. In dem Augenblicke aber, da Mohammed diese Traumerscheinungen für Wirklichkeit nimmt und die im Traumzustande vernommenen Worte als göttliche Offenbarungen deutet, wird er ein Schwärmer und hätte als solcher behandelt werden müssen. Nun ist aber die religiöse Schwärmerei »eine sehr ansteckende Krankheit unter Unwissenden«,[1]) und der Schrecken, in den wir jemand versetzt sehen, überträgt sich ohne weiteres auf uns, daher kam es, daß der neue Prophet bald genug Anhänger und Gläubige fand. Es ist kaum zu bezweifeln, daß die Selbsttäuschung Mohammeds nur eine gewisse Zeit währte, aber der Prophet hielt es für zweckmäßig, die begonnene Rolle weiter zu spielen, einmal, um seine Täuschung nicht eingestehen zu müssen, und zum andern, weil ihn das Vertrauen der Menge schmeichelte und ihm diese Art Tollheit (folie) großen Nutzen brachte. Aus dem

[1]) Ouvr. V, 120; cf. auch das Wort: »Il n'est point de trompeurs plus séduisants que ceux qui sont les premiers trompés.« Ouvr. IV, 68.

religiösen Schwärmer, der im guten Glauben gehandelt hatte, wird so ein Lügner und Betrüger, der aus der Krankheit derer, die er krank gemacht hatte, Vorteil zog.[1]) Wenn aber, so fragt man weiter, diese Visionen und Inspirationen keinen festen Grund hatten, sollten dann die Aufgeklärteren unter den Adepten diesen törichten Trug nicht durchschaut haben? Freilich erkannten die Regierenden in Staat und Kirche die Widersprüche und Torheiten. »Aber da sie Vorteil daraus zogen, unterstützten sie die Schwärmerei als ein höchst einträgliches Gewerbe.«[2]) Der weiteren Verbreitung des Islams kamen innere und äußere Umstände, besonders aber die Anwendung der Gewalt zugute. Ausführlicher äußert sich St. P. über diese Frage in einem anderen Aufsatze.[3]) Als hauptsächliche Mittel für die Ausbreitung der mohammedanischen Religion erwähnt er hier folgende: 1. die Abfassung einer schriftlichen Tradition, in der die Offenbarungen niedergelegt werden, die der Religionsstifter angeblich empfangen hat; 2. die Verheißung ewiger Freuden denen, die die Offenbarungen gläubig hinnehmen; 3. die Gewährung von hohen Einkünften und Ehren an die Priester; 4. das ausdrückliche Verbot, die geoffenbarten Schriften auf ihren Vernunftgehalt hin zu prüfen; 5. die Einrichtung geheimnisvoller Zeremonien. Wenn man alle diese Umstände in Betracht zieht, hat die Entstehung und die weite Verbreitung des Islams nichts Wunderbares mehr an sich. Nur durch die Unwissenheit oder die Kunstgriffe der Geschichtsschreiber, die die Antecedentien dieser Ereignisse im Dunkel lassen, erscheinen sie als Wunder.[4])

---

[1]) Ouvr. V, 122. — [2]) Ouvr. V, 133. — [3]) Ouvr. XIII, 214ff.

[4]) Das Interesse für die Person Mohammeds ist der ganzen Aufklärungszeit eigentümlich. Bayle, der unter diesem Stichworte einen Riesenartikel in seinem Wörterbuch schrieb, sieht in Mohammed den Betrüger, der sein ganzes Leben hindurch Komödie gespielt habe. Die gleiche Auffassung vertritt Voltaire, der in seinem 1742 erschienenen Drama »Mahomet« seinem Hasse gegen jede Religions-

Bei einer solchen kausalen Erklärung der Religionsgründung muß natürlich auch die Annahme abgelehnt werden, daß es besondere Offenbarungsschriften und heilige Bücher gebe. Auch hier stellt sich St. P. so, als ob er lediglich an Islam und Alkoran dächte. Wie wenig ernst jedoch diese Einschränkung zu nehmen ist, geht deutlich daraus hervor, daß er die Frage über die Echtheit der sogenannten Offenbarungsschriften noch einmal und mit besonderem Nachdruck in dem Aufsatze über die »Raison universelle« [1]) behandelt. Nachdem er in den ersten beiden Ergebnissätzen auf die Unmöglichkeit hingewiesen hat, daß Gott den Menschen durch Mirakel das Gegenteil von dem verkünden werde, was er durch die Vernunft zu ihnen spricht, kommt er zu folgenden Konsequenzen:

De là il suit qu'il est déraisonnable et impie de donner aux passages d'un livre, regardé comme révélé miraculeusement, des sens contraires à ce que nous dicte, à ce que nous révèle la raison universelle par la démonstration. De là il suit que c'est la raison universelle qui juge nécessaire du sens que l'on doit donner aux passages de l'Alcoran. (!) (3e maxime.)

De là il suit que les livres estimés comme révélés miraculeusement ne sont dignes de respect et par conséquent utiles à notre instruction pour arriver au bonheur éternel qu'autant qu'ils sont raisonnables, c'est à dire conformes à la Raison universelle. (4e maxime).

De là il suit que pour reconnaître si un livre a été totalement révélé miraculeusement, il n'y à qu'à examiner

---

stiftung und gegen hierarchische Machtansprüche Ausdruck gibt. Die dichterische Einkleidung dieser Tendenz erschien ihm so ausreichend, daß er dem heiligen Vater in Rom ein Exemplar widmete. Die Auffassung, daß Mohammed die Religion zu seinen egoistischen Zwecken gebraucht habe, ist aber nicht die Meinung aller Aufklärungsphilosophen; vielmehr wird Mohammed später geradezu als Stifter der natürlichen Religion verherrlicht. Näheres über diese Frage findet sich bei Minor in s. Ausgabe von Goethes »Mahomet«.

[1]) Maximes de la Raison universelle; Ouvr. XIII, 226ff.

si tout en est conforme à la Raison universelle et démontrable par principes, car ce qui se trouverait de contraire ne peut pas avoir été ainsi révélé. (6e maxime.)

De là il suit que la Raison universelle étant juge unique du vrai sens des écritures révélées, ces écritures sont inutiles à ceux qui sont accoutumés à consulter cette Raison universelle et à lire les ouvrages les plus raisonnables de leur temps, écrits dans un siècle plus éclairé que ces prétendues écritures sacrées et miraculeusement révélées. (7e maxime.)

Da là il suit qu'il est impossible qu'un livre ou l'on trouve des propositions fausses données comme vraies, des choses absurdes opposées au sens commun, des louanges données à des actions injustes, ait été révélé micraculeusement par un Etre parfait, ce ne peut jamais être qu'un ouvrage humain qui contient du bon et du mauvais, c'est à dire un fruit imparfait d'une créature imparfaite. (8e maxime.)

Im weiteren Verlaufe dieser Untersuchung gibt St. P. der Gewißheit Ausdruck, daß es nur eine Frage der Zeit sein könne, wann die Göttlichkeit des Korans zerstört sein werde. Es muß hervorgehoben werden, daß sich nicht eine einzige Stelle in den Schriften des Abbé findet, wo er ausdrücklich die christlichen Offenbarungsschriften als der universalen Vernunft entsprechend bezeichnet. Vielmehr drängt sich beim Lesen der oben zitierten Maximen die Analogie mit anderen Schriften auf; insbesondere kann der letzte Satz kaum einen Zweifel über den Geltungsbereich dieser Kritik aufkommen lassen.

Hat St. P. somit in unzweideutigen Worten jede supranaturalistische Erklärungsweise der Religionsgründungen abgelehnt und die Annahme einer göttlichen Inspiration und besonderer Offenbarungsschriften für Mangel an Vernunft und Priestertrug erklärt, so ist es nur konsequent, wenn er den kirchlichen Dogmen kühl und skeptisch gegenübersteht und die Verbindlichkeit,

diese anzuerkennen, bestreitet. Zu ausdrücklichem Protest wird er aber dann veranlaßt, wenn er findet, daß Lehrmeinungen der Kirche ethisch bedenklich sind. So bekämpft er das Dogma der Prädestination, das die Jansenisten in Anlehnung an Augustin und im Gegensatz zu den Jesuiten vertraten; denn diese Lehre hält er nicht nur für eine allen vernünftigen Erwägungen widersprechende, sondern direkt für moralisch gefährlich.[1])

Was ist aber nun nach St. P. das Wesentliche aller Religionen? Worin besteht ihr positiver, für alle Menschen verbindlicher Wahrheitsgehalt? Es ist zunächst der Glaube an ein höchstes vollkommenes Wesen. »Die Tatsache unseres religiösen Gefühls, so äußert er sich einmal,[2]) ist auf den Glauben an eine unsichtbare Macht gegründet, von der wir Gutes erhoffen und deren Zorn wir fürchten. Das höchste Wesen verbürgt uns zugleich die Unsterblichkeit der Seele und eine Vergeltung im Jenseits. Aus dieser Gewißheit schöpft der Mensch eine tiefe Freudigkeit und eine innere Ruhe. »Mag der Donner über dem Haupte des Hoffenden rollen, mag dieser die ihn Umgebenden vor Furcht zittern sehen, er weiß, daß sein Geist unsterblich ist. Welche Würde liegt darin unsterblich zu sein . . ., welche Überlegenheit über die unermeßlichen Weltkörper, die die Unendlichkeit des Himmels erfüllen!« [3]) Solche von lebendigem Gefühl durchglühte Äußerungen sind freilich zu selten, als daß sie den rationalistischen Charakter von St. P.s Religionsbetrachtung zweifelhaft machen könnten. Nicht in dem intuitiven Gefühl sieht er das Wesentliche der Religion, sondern in dem Handeln, und so hat es oft genug den Anschein, als ob sich das religiöse Verhalten mit dem moralischen völlig deckte. Der ethische Kern ist das Ausschlaggebende für die Bewertung einer Religion oder Konfession. Nur eine Religion, die in der sittlichen Vervollkommnung der Menschen ihr Ziel sieht und deren

[1]) Ouvr. V, 147. — [2]) Ouvr. X, 188. — [3]) Ouvr. XI, 426f.

Lehrsystem zu den uns wohlbekannten beiden Kardinaltugenden der justice und bienfaisance konvergiert, hat Anspruch auf Anerkennung: nur sie ist »religion raisonnable«, »religion naturelle« oder »raison religieuse«.[1]) In diesem Sinne ist ihm auch die Religion Jesu eine erhabene, weil ihr Stifter die Befolgung des Sittengebotes (Matth. 7) als die »Erfüllung des Gesetzes und der Propheten« hingestellt hat, und weil er nicht in Bekenntnisformeln und äußeren Zeremonien, sondern in der zur Tat drängenden Liebe den Kern der Religion gesehen hat.[2]) Dieses Lob steht nicht im Widerspruch mit den scharfen Angriffen, die St. P. gegen den Offenbarungscharakter der Religionen und die kirchlichen Lehrsätze richtet; denn eben nur diese Verkündigung Jesu, d. h. der ethische Gehalt, verschafft der christlichen Religion Ewigkeitswert. Alles andere aber, was im Laufe der Zeit an Satzungen hinzugekommen ist, ist unwesentlich und hat keine verbindliche Kraft. Es ist auch wieder mit Beziehung auf die christliche Religion gesprochen, wenn der Abbé von der mohammedanischen sagt: »Elle . . . n'est estimable qu'autant qu'elle approche de cette première religion naturelle, sublime dans sa simplicité.«[3]) Von dem Fortschreiten der Vernunft erhofft St. P., daß die Menschen immer deutlicher die Grundwahrheiten der natürlichen und vernünftigen Religion erkennen werden. Auch die Anhänger des Islams werden einmal dahin gelangen, den Wahrheitskern aus dem Wuste der menschlichen Satzungen herauszufinden. »Ils feront honneur à ce que Mahomet a dit de raisonnable, et laisseront sans respect et sans admiration ses opinions d'enfant.«[4]) Nur dann, wenn diese Grundsätze herrschend werden, ist eine Gewähr dafür gegeben, daß die Frömmigkeit nicht ausarten werde in »fanatisme, superstition, pharisaïsme, quiétisme«.[5])

---

[1]) Ouvr. XI, 285. — [2]) Ouvr. XI, 1ff. — [3]) Ouvr. XII, 142. — [4]) Ouvr. XIII, 237. — [5]) Oeuvr. div. I, 149.

Nachdem St. P. das Wesen der wahren Religion klargestellt hat, greift er mit bemerkenswerter Kühnheit die Institutionen der Kirche an. Zunächst erscheinen im Lichte der Naturreligion die äußeren Zeremonien und die mystischen gottesdienstlichen Handlungen durchaus überflüssig. »Es heißt eine falsche Idee von dem vollkommenen Wesen haben, wenn man ihm menschliche Neigung, Leidenschaften und Launen zuschreibt.«[1]) Vielmehr schließt die Übung in der Gerechtigkeit und in der werktätigen Liebe den vollkommensten Gottesdienst ein, den Dienst »im Geist und in der Wahrheit«.[2]) Wohltun ist auch besser als Beten. »Es leuchtet ein, sagt der Abbé einmal, daß ein Taler Geld, mit dem man eine arme Familie unterstützt, mehr wert ist, als wenn irgend ein frommer Schwärmer einen Monat oder ein Jahr lang für diese Familie Gebete spricht . . .«[3]) Wenn aber der Betende gar erwartet, daß sein Gebet ein Wunder hervorbringen werde, d. h. eine Umstürzung der gesetzmäßigen Ordnung, so ist das eine lächerliche und verwerfliche Anmaßung.[4]) Die Predigt soll zwar ihre Stelle behalten, aber es sollen darin nicht theologische Fragen erörtert werden; vielmehr ist es Aufgabe des Geistlichen, den St. P. direkt als »officier de morale« bezeichnet, die Hörer in ihren sittlichen Pflichten zu unterweisen.[5]) Aus dieser Auffassung erklärt sich auch, daß dem Abbé die theologische Ausbildung der zukünftigen Geistlichen nicht das Wesentlichste ist.[6]) Ganz besonders empfiehlt er auch den Missionaren, sich auf die Darbietung und Einprägung der moralischen Lehrsätze zu beschränken. Es klingt fast ein leiser Spott durch die folgenden Worte: »Wenn die Missionare nicht selbst im Besitze der Wunder-

---

[1]) Ouvr. V, 66. — [2]) Ouvr. XI, 341f. — [3]) Oeuvr. div. I, 313. — [4]) Oeuvr. div. I, 312.

[5]) Proj. pour rendre les sermons plus utiles. Oeuvr. div. II, 1ff.

[6]) Die Geistlichen sollen außer ihrer Bekanntschaft mit den Morallehren genügende medizinische Kenntnisse nachweisen, damit sie »Körper ebenso heilen können wie die Seele«. Ouvr. V, 21f.

kraft sind, so tun sie klug daran, die Vernunft der im Christentum noch nicht gefestigten Personen nicht zu verletzen und ihnen jene Mysterien erst dann zu verkünden, wenn sie im Glauben fest geworden sind.« [1]) — Das von der Kirche gegebene Gebot strenger Sonntagsruhe kann St. P. nicht billigen. Zum Protest dagegen führt ihn nicht nur seine Abneigung gegen die Andachtsübungen aller Art, sondern es treibt ihn dazu auch sein Mitleid mit der armen Bevölkerung, die er unter diesem Gebote leiden sieht. [2])

Es wird durchaus nicht wundernehmen, daß der Abbé dem Klosterwesen der katholischen Kirche ganz besonders feindselig gegenübersteht. Hierüber hat er sich namentlich in seinem »Projet pour rendre les établissements des religieux plus parfaits« [3]) und auch sonst vielfach ausgesprochen. [4]) Solange die bestehenden Anstalten in unnützen Übungen und in Müßiggang ihre Aufgabe sehen, soll der Eintritt in diese Klostergemeinschaften möglichst erschwert werden, und da es nicht selten vorkommt, daß diejenigen, die das Klostergelübde abgelegt haben, ihren Schritt bereuen, so soll es jungen Mädchen erst nach fünf, jungen Männern erst nach zehn Jahren erlaubt sein, sich endgültig zu entscheiden. [5]) Noch richtiger aber ist es nach St. P.s Meinung, die Aufnahme von Novizen in die Nonnenklöster überhaupt nicht mehr zu gestatten, diese religiösen Stiftungen vielmehr nach und nach anderen Zwecken dienstbar zu machen. »Es ist, so heißt es in dem schon erwähnten Aufsatze, einem aufgeklärten Jahrhunderte nur entsprechend gehandelt, wenn die staatlichen und kirchlichen Gewalten — selbst entgegen den einseitigen und irrigen Ansichten der Gründer — diese Stiftungen und Gründungen in den Dienst einer Gottes-

---

[1]) Ouvr. XI, 25. — [2]) Ouvr. VII, 73 ff. — [3]) Ouvr. V, 67 ff. — [4]) Ouvr. XI, 5 ff.

[5]) Ouvr. V, 79; cf. auch die Erzählung »Sur les voeux monastiques«. Ouvr. XIII, 168.

verehrung stellen, die dem höchsten Wesen wohlgefällt.« [1]) Dem Abbé schweben besonders zwei wertvolle Zwecke vor, denen die klösterlichen Gemeinschaften dienstbar gemacht werden können. Einmal sollen sich die jungen Mädchen der Krankenpflege, besonders unter der armen Bevölkerung widmen. Diese Diakonissendienste sind besser als das ewige Singen von Psalmen und Liedern, als das Sprechen von langen Gebeten und Rosenkränzen. [2]) Auf die wertvollen Dienste, die die Helferinnen mit dieser Liebestätigkeit dem Staate leisten, dadurch, daß sie das Leben vieler Untertanen retten, weist St. P. nachdrücklich hin. Wieder andere der jungen Mädchen werden durch Neigung und Begabung zur Lehr- und Erziehertätigkeit geführt werden; auch sie erfüllen eine soziale Aufgabe, vor allem wenn sie sich der Kinder armer Familien annehmen. [3])

Von demselben Standpunkte aus, daß die Wohlfahrt des Landes und seiner Bewohner wichtiger ist als das Interesse der Kirche, betrachtet St. P. die Institution des Cölibats. Er gibt selbst zu, daß diese Frage nicht sowohl eine Angelegenheit der Theologie als der Politik ist, und daß sich die Souveräne mehr noch als die Theologen mit ihr befassen müßten. [4]) Wir müssen verzichten, alle die Vorteile, die St. P. zugunsten der Priesterehe aufzählt, anzuführen. [5]) Es genügt hervorzuheben, daß der Abbé einer der ersten gewesen ist, der auf die volkswirtschaftlichen Schädigungen, die aus dem Cölibat hervorgehen, hingewiesen hat. »Niemand zweifelt daran, sagt er, daß ein Staat, je bevölkerter er ist, um so besser seine Einkünfte und seine politische Macht vermehren kann, sei es durch Technik und Industrie oder durch den Bodenbau, durch den Handel oder durch seine Militärmacht; es würde nun in Frankreich allein über hunderttausend

[1]) Ouvr. V, 74. — [2]) Ouvr. V, 69. — [3]) Ouvr. IV, 272.

[4]) Ouvr. II, 150ff.; Obs. politiques sur le célibat des prêtres.

[5]) Ouvr. II, 152ff. Der Abbé zählt nicht weniger als 15 Vorteile auf.

verheiratete Priester geben.«[1]) Um den päpstlichen Stuhl für die Aufhebung des Cölibats günstig zu stimmen, schlägt der Abbé vor, daß der Dispens mit Zahlung einer Gebühr an den Papst verbunden sein soll. Sollte aber der Papst der Aufhebung Widerstand entgegensetzen, dann soll ein Nationalkonzil über die Frage entscheiden.

Eine Auffassung, die einzig die gute Tat als das Kennzeichen eines religiösen Menschen gelten läßt, führt zu der Forderung weitestgehender Duldung gegenüber allen konfessionellen Kämpfen. St. P. wäre ein Verkünder des Toleranzgedankens geworden, auch wenn er nicht Zeuge gewesen wäre von den verheerenden Folgen, die die Aufhebung des Edikts von Nantes oder die Deklaration von 1724 über Frankreich gebracht hatten. In dem Kampfe, den St. P. für die religiöse Duldung führt, treten zwei Richtungen hervor. Die eine ist getragen von einem gewissen Wohlwollen gegen die herrschende Kirche. Der Abbé macht das Zugeständnis, daß die abweichenden Lehrmeinungen Irrtümer seien. Aber eben deshalb sollen die Lehren der griechischen Christen und der Protestanten nicht als Ketzereien mit Haß, Ausschließung und Krieg bekämpft werden.[2]) »Die wahre Religion, sagt er, sucht nur durch Vernunft und Milde zu überzeugen, sie wartet ruhig ab, bis die anderen selbst zur besseren Einsicht kommen.«[3]) Übrigens ist ja ein Irrtum hinsichtlich der Mysterien des Glaubens nicht schlimmer als etwa eine falsche Ansicht über eine Tatsache der Physik.[4]) Eine zweite Reihe von Äußerungen läßt diese Rücksicht auf die herrschende Kirche vermissen. Der angeblich Irrende steht einmal sittlich höher als seine Verfolger, denn er hat in bestem Glauben den Irrtum für Wahrheit genommen, und selbst in seinem Irren legt er noch

[1]) Ouvr. II, 163. — [2]) Ouvr. XI, 138.

[3]) Ouvr. XIII, 219; cf. auch das Wort: »La vraie religion sait attendre et n'use jamais que de douceur, de tolérance et d'indulgence«. Ouvr. V, 99.

[4]) Ouvr. V, 175.

Zeugnis für das dem Menschen innewohnende Streben nach Wahrheit ab. Kann aber der Verfolger etwa behaupten wollen, daß er der Milde und Billigkeit Ehre erweist?[1]) Meist ist aber auch der von der Kirchenlehre Abweichende intellektuell höher zu bewerten. »Niemals werden die Geister, die nur durch die Augen der anderen sehen, Führer häretischer Bewegungen sein.«[2]) Steht es denn aber, so muß man weiter fragen, so fest, auf welcher Seite die Wahrheit ist? »In der Wissenschaft kann man zu sicheren Ergebnissen und dadurch zu einheitlichem Denken gelangen. In den konfessionellen Parteien dagegen gibt es auf beiden Seiten Unbegreiflichkeiten und Unsinnigkeiten.«[3]) Jede Partei aber nennt ihre besondere Ansicht, ihre Parteimeinung »die allgemeine, die allein seligmachende Wahrheit (Vérité essentielle au salut)«.[4]) Das Schlimmste dabei ist, daß sich kleinlich-menschliche Motive unter dem Namen »Eifer für die Wahrheit und den wahren Glauben« verbergen. Da die Wahrung des religiösen Friedens eine Lebensfrage für den Staat ist,[5]) so darf er die Verdammung irgend einer theologischen Ansicht durch Konzilbeschlüsse nicht dulden.[6]) Er muß ferner verbieten, daß in der Öffentlichkeit hitzige theologische Auseinandersetzungen stattfinden und Bücher gedruckt werden, die den Frieden stören. Die Errichtung einer Zensurbehörde (bureau de silence), deren Aufgabe es sein soll, solche Streitigkeiten zu verhindern, glaubt er nicht besser empfehlen zu können als mit dem Hinweise, daß die Existenz dieser Behörde eine Kirchenspaltung, wie sie durch die Reformation geschehen, unmöglich gemacht haben würde.[7]) Den verschiedenen Bekenntnisformeln gegenüber hat der Staat vollständige Neutralität zu wahren; nie darf sich der Herrscher oder die Regierung durch die Priester dazu

[1]) Ouvr. V, 152. — [2]) Ouvr. XII, 51. — [3]) Ouvr. V, 159 und 171. — [4]) Ouvr. V, 170. — [5]) Ouvr. XII, 291. — [6]) Ouvr. V, 164 und Ann. pol. I, 165f. — [7]) Ouvr. V, 161 und 173.

drängen lassen, mittels Verfolgungen die Einheit des Glaubens herzustellen.[1]) Wenn aber der Staat je dazu kommen sollte, eine Religionsgemeinschaft zu begünstigen, so könnte es nur die sein, die am nachdrücklichsten das Gesetz der Billigkeit und der Nächstenliebe von ihren Anhängern fordert.

4. Kapitel.

Saint-Pierres Stellung zu Kunst und Wissenschaft.

Ein so überzeugter Vertreter des Nützlichkeitsprinzips, wie es der Abbé de St. P. ist, kann zur reinen Kunst nur ein negatives Verhältnis haben. Seine »Schwärmerei für den handgreiflichen Nutzen« vereint sich nicht und kann sich nicht vereinen mit ästhetischem Genießen. Wir sahen bereits, daß die Werke der Dichtung ihren Berechtigungsnachweis dadurch zu erbringen haben, daß sie einen moralischen Zweck erfüllen. Es wundert uns nicht, daß die Werke der Plastik und der Architektur, deren Nutzen nicht sofort erkannt werden kann, sein Mißfallen erregen. Hören wir, wie er seinem Unmut über die Künste Ausdruck gibt: »La peinture, la sculpture, la musique, la poésie, la comédie, l'architecture prouvent les richesses présentes d'une nation: elles ne prouvent pas l'augmentation et la durée de son bonheur; elles prouvent le nombre des fainéants, leur goût pour la fainéantise, qui suffit à entretenir et à nourrir d'autres espèces de fainéants.«[2]) Diese Probe mag genügen; wir werden gut tun, die übrigen Äußerungen über diesen Punkt mit Stillschweigen zu übergehen. Man wird vielleicht die Stellung des Abbé etwas milder beurteilen, wenn man erwägt, daß die Kunst in jener Zeit, besonders unter Ludwig XIV., in erster Linie den Glanzbedürfnissen des Hofes diente. Einem Volks- und Menschenfreunde mußte der Gedanke an das Elend der Bevölkerung, das

[1]) Ouvr. XIII, 218. — [2]) Ann. pol. I, 155.

zu den Prachtbauten, Skulpturen, Schlössern und Parkanlagen in schreiendem Gegensatz stand, die Freude an solchen Kunstschöpfungen allerdings vergällen.

Wir fragen nun, wie würdigte der Abbé die Wissenschaft? Es ist bekannt, daß ihr Ansehen mit dem Beginn der Aufklärungszeit in hohem Maße stieg. Selbst berühmte Schriftsteller fanden einen Ehrgeiz darin, als Männer der Wissenschaft anerkannt zu werden. »Die Dichtung, sagt Hettner, tritt bescheiden zurück hinter die weitaussehenden Eroberungszüge der Wissenschaft oder arbeitswillig in deren Dienst; die Wissenschaft aber trachtet danach, ihre Lehre und Denkweise unmittelbar zur Grundlage der Kirche, des Staates und der Gesellschaft, zur bestimmenden Wesenheit des gesamten werktätigen Lebens zu machen.«[1]) So hatte Fontenelle für die Popularisierung wissenschaftlicher Forschung gearbeitet, Montesquieu begann seine schriftstellerische Tätigkeit mit wissenschaftlichen Erörterungen, und nach seiner Rückkehr aus England saß Voltaire in Cirey grübelnd über den Problemen der Newtonschen Physik. Der Abbé de St. P., der, wie wir wissen, mehr physikalische als theologische Studien getrieben hatte, sieht in der Verbreitung der Wissenschaft das wichtigste Mittel im Dienste der Aufklärung. Nach seiner Meinung kann sie ja keine andere Aufgabe haben, als die Menschen von den Leiden zu befreien, die ihnen der Zustand grober Unwissenheit und die Ausschreitungen des Fanatismus tagtäglich bereiten.[2]) Mit diesen Worten ist auch schon eine Auswahl unter den Wissenszweigen getroffen; das Kriterium ist wiederum der Wert für das allgemeine Wohl und der praktische Nutzen. Die Wissenschaften, die nach seiner Meinung am meisten der Pflege bedürfen, sind Naturwissenschaft, Medizin und Politik. Physikalische und medizinische Kenntnisse liefern die besten Waffen gegen Aberglauben, Gespensterfurcht und

[1]) *Hettner* II, 119f. — [2]) Ouvr. IV, 130.

Legendentrug, denn diese Wissenschaften lehren die natürlichen Ursachen aller Erscheinungen kennen. »Die Physiker erklären, daß nichts sich ereignet, das übernatürlich sei und den Naturgesetzen widerspräche.«[1]) Man kann nach seiner Meinung nicht genug die Einsicht verbreiten, daß alle Ereignisse des Menschenlebens und alle Naturerscheinungen auf der Verkettung von Ursache und Wirkung beruhen. »Diese Tatsachen sind wie die Räder einer Maschine, die sich ineinander verzahnen; klärt uns der Arbeiter über dieses Ineinandergreifen auf, dann schwindet auch unser Staunen über die Wirkungen, die von der Maschine ausgehen.«[2]) Als ein Beispiel, wie die scheinbar wunderlichsten Ereignisse durch Untersuchung der vorausgehenden Ursachen den Charakter des Wunderbaren verlieren, erzählt St. P. eine Begebenheit, die in seiner Heimat großes Aufsehen erregt hatte. Ein Geistlicher hatte in einem Ohnmachtsanfalle bei der Heuernte die Erscheinung seines vor kurzem ertrunkenen Freundes gehabt und von ihm die Kunde seines Todes erhalten. In der Abhandlung,[3]) in der St. P. dieses Ereignis mitteilt, nimmt er eine genaue Prüfung der einzelnen Tatsachen vor, auf deren Darlegung wir hier verzichten können, und stellt dann als Ergebnis fest, daß die Erscheinung eine Wirkung der Hitze, der Ermüdung und des starken Heugeruches gewesen sei. Der Ohnmachtsanfall war nicht die Folge einer wirklichen Erscheinung, wie es der davon Betroffene dargestellt hatte, sondern die eingebildete Erscheinung war die Folge einer Krankheit, einer »altération très réelle de son cerveau«.[4])

Angesichts der hohen Wichtigkeit der naturwissenschaftlichen und medizinischen Kenntnisse hat der Staat die Pflicht, diese Wissenschaften nach Kräften zu fördern. Die Gründung einer höheren Unterrichtsanstalt für Phy-

[1]) Ouvr. XV, 122f. — [2]) Ouvr. V, 107.
[3]) Explication physique d'une apparition. Ouvr. IV, 57ff.
[4]) Ouvr. IV, 70.

sik, deren Ausgestaltung späterhin noch zu erörtern sein wird, soll dafür sorgen, daß in den Staatsämtern Männer mit naturwissenschaftlicher Bildung sind, »qui seraient comme ... (des) astres lumineux répandus dans les divers emplois de l'Etat«.[1]) Außerdem soll jedes Jahr von der Académie des Sciences ein Preis ausgesetzt werden für die beste Erklärung der in den Schriften verschiedener Kirchen befindlichen Wundergeschichten.[2])

Noch zwei weitere Vorschläge verdienen hervorgehoben zu werden. Um die Ergebnisse der in anderen Ländern vorgenommenen Forschungen in Frankreich bekannt zu machen und daraus Nutzen zu ziehen, fordert St. P. die Anstellung von berufsmäßigen Übersetzern, wobei in Rücksicht auf den hohen Stand der durch Newton begründeten englischen Naturwissenschaft Sorge getragen werden soll, zwei Übersetzer für englische Werke anzustellen.[3]) Der Abbé zeigt sich, namentlich durch seinen Hinweis auf England, auch in dieser Frage als ein Mann des Fortschritts; denn, obwohl nach seiner Vorbildung ein Vertreter kartesianischer Physik, erkennt er doch bereitwillig an, daß es in wissenschaftlichen Fragen keinen Stillstand geben kann und daß die Newtonsche Lehre die Physik Descartes abzulösen bestimmt sei. Der Wunsch, sein Vaterland in der wissenschaftlichen Forschung nicht hinter den anderen Ländern zurückbleiben zu sehen, veranlaßt den Abbé noch zu einer weiteren Anregung. Er wünscht, daß zum Zwecke meteorologischer und astronomischer Beobachtungen in Paris ein Beobachtungsturm (tour des expériences) errichtet werde.[4])

In einem besonderen Aufsatze[5]) beschäftigt sich St. P. mit der Frage, durch welche Mittel die Heilkunde ver-

---

[1]) Ouvr, V, 326.

[2]) Ouvr. IV, 86. Aus leicht ersichtlichen Gründen redet St. P. von den Schriften der Schismatiker, Mohammedaner und — Protestanten.

[3]) Ouvr. V, 342. — [4]) Ouvr. XIII, 283ff.

[5]) Proj. pour perfectionner la médecine. Ouvr. V, 3ff.

bessert werden könne. Er wünscht, daß ein ständiger Ausschuß gebildet und der Académie des sciences angeschlossen werde; als dessen wichtigste Aufgaben führt er an: die Prüfung der Heilberichte von Ärzten des In- und Auslandes, besonders von Ärzten der Krankenhäuser, — Honorierung und Drucklegung der vorzüglichsten dieser Erfahrungen, — Überwachung der Heilmittel, — Hebung der Schulen für Medizin, — Sorge für bessere Besoldung der Professoren der Medizin, — Verbesserung der Chirurgie und Erleichterung der Operationen. Dabei vergißt er nicht den Hinweis, daß es eine wichtige Aufgabe sei, die niederen Stände, vornehmlich die ländliche Bevölkerung über hygienische Fragen aufzuklären.

Als höchste, weil umfassendste Wissenschaft erscheint dem Abbé die Politik. Sie schließt nach seinen Worten alle die Mittel ein, die der Wohlfahrt des Landes dienen und das Glück der Bewohner herbeiführen können.[1]) Diese Definition läßt schon erkennen, daß St. P. dem Begriffe »Politik« einen weiten Umfang gibt. Ihr Gegenstand ist nicht nur das Problem der Verfassung; unter der »science du gouvernement« faßt er auch alle die Wissenszweige zusammen, die wir heute als Nationalökonomie, Sozialpolitik, Verwaltungsrecht usw. differenzieren. Lebhaft beklagt er es, daß diese wichtigste Wissenschaft noch in den Kinderschuhen stecke und noch nicht einmal eine besondere staatliche Pflegstätte besitze.[2]) Die Regierung möge nicht länger zögern, durch Veranstaltung von politischen Vorlesungen (conférences) die so notwendige Aufklärung zu verbreiten und sobald als möglich eine politische Akademie ins Leben rufen, die als Mittelpunkt der wissenschaftlichen Untersuchungen,[3]) sowie als Vorbereitungsanstalt für die künftigen Staatsdiener[4]) von großem Segen sein werde. Es verdient be-

[1]) Par »science du gouvernement«, j'entends la connaissance des moyens qui peuvent le plus contribuer à augmenter le bonheur des familles qui composent l'Etat. Ouvr. VII, 277.

[2]) Ouvr. IV, 264. — [3]) Ouvr. VII, 28. — [4]) Ouvr. IV, 93.

sonders hervorgehoben zu werden, daß St. P. als einer der ersten auf die Statistik als wichtigste Hilfsdisziplin der Politik, insbesondere der Volkswirtschaft, hingewiesen hat. Sehr richtig bemerkt er über den Wert statistischer Untersuchungen: »Quand les dénombrements sont justes, on peut porter ses preuves jusqu' à la démonstration arithmétique.«[1]) — Wir dürfen uns an dieser Stelle mit diesen Ausführungen begnügen, da hier nur die Stellung gekennzeichnet werden soll, die St. P. zur Politik als Wissenschaft einnimmt; mit der Darstellung der politischen Reformpläne wird sich das folgende Kapitel zu befassen haben.

Es bleibt noch übrig, die Frage zu erörtern, welche wissenschaftlichen Aufgaben St. P. der Académie française zuweist. Bereits 1712 hatte er unter seinen Akademiekollegen ein Manuskript zirkulieren lassen, das im Jahre darauf in vierzig Exemplaren gedruckt wurde.[2]) Darin weist er der Akademie die Aufgabe zu, ihr kritisches Gutachten über neue Werke abzugeben und so auf den öffentlichen Geschmack Einfluß zu gewinnen.[3]) Die Akademie würde dadurch eine beratende literarische Versammlung werden, die ihre Berichte regelmäßig veröffentlichte. Es ist sicherlich ein Vorschlag, der der Beachtung wert war, da er ein dem innersten Charakter der Akademie entsprechendes Aufgabenbereich aufzeigte. Wenn dieser Vorschlag trotzdem nicht zur Ausführung kam, so lag es daran, daß bei der Zusammensetzung der Akademie, in der sich zwei literarische Parteiungen scharf befehdeten, die Bedingungen für ein friedliches Zusammenarbeiten nicht gegeben waren. Mit diesem ersten Memorandum läßt es der Abbé aber nicht bewenden. Nach seiner Ausschließung befaßt er sich in einem Aufsatze[4])

---

[1]) Ouvr. IV, 266. — [2]) *Goumy*, 160.

[3]) Ein Beispiel solcher Kritik, wenn auch kein rühmliches, hatte die Akademie durch die »Observations sur le Cid« bereits gegeben.

[4]) Proj. pour rendre l'Académie des bons Ecrivains plus utile. Ouvr. IV, 165ff.

mit der wissenschaftlichen Tätigkeit der Akademie. Den in diesem Projekt gebrauchten merkwürdigen Titel soll sich die Akademie durch ein wichtiges Werk verdienen, nämlich durch die Abfassung der schon erwähnten Biographien berühmter Männer, jenes neuen, d. h. durch reichliche Moralreden vermehrten Plutarch. Man sieht, daß die Sorge für die moralische Aufklärung auch hier im Vordergrunde steht. Und doch erschöpfen sich die Vorschläge St. P.s nicht mit dieser Anregung. Vielmehr finden sich eine Reihe durchaus vernünftiger Aufgaben, für die er die Akademie zu interessieren sucht, Arbeiten, die auf dem Gebiete der Literatur und Philologie liegen. Zunächst bringt er einige Wünsche hinsichtlich des von der Akademie bearbeiteten großen Wörterbuches zur Sprache. Er will, daß in dieses Werk auch Neubildungen aufgenommen werden, und wendet sich gegen diejenigen, die solche Neuschöpfungen nicht zulassen wollen. »Ce sont certains esprits médiocres qui ont sottement pris pour maxime que tout mot nouveau est mauvais et ne doit jamais être adopté, quoique nécessaire.«[1]) Das Dictionnaire soll auch alle technischen wissenschaftlichen Ausdrücke (termes d'art et de science) enthalten;[2]) und hatte Régnier-Desmarais den Vorschlag gemacht, jedem Worte die lateinische, spanische und italienische Übersetzung beizufügen, so erweitert der Abbé — allerdings in Verkennung der linguistischen Motive — ihn dahin, daß auch Englisch, Deutsch und Polnisch (!) berücksichtigt werden sollen. — Die Forderung eines etymologischen Wörterbuches, in dem nicht nur die vulgärlateinische und altfranzösische Wortform angegeben, sondern auch der Wortschatz der verschiedenen Volksdialekte

---

[1]) Zitiert bei *Goumy*, 164. cf. auch Ouvr. IV, 175. — Der Abbé spricht dabei sehr »pro domo«, denn er selbst war fruchtbar in Neuschöpfungen; zwei von ihnen, »bienfaisance« und »gloriole« sind dauernder Besitz der Sprache geblieben: cf. zu dem letzteren *d'Alembert* IX, 113.

[2]) Ouvr. IV, 182.

(les langues du bas peuple des provinces de France) niedergelegt werden soll, ist sicher überraschend; erst die philologische Wissenschaft des 19. Jahrhunderts ist imstande gewesen, dieses Werk in Angriff zu nehmen. Dagegen ist die Verbesserung der Rechtschreibung, ein Problem, das der Abbé nicht nur der Akademie zur Lösung überwies, sondern um das er sich auch selbst ernstlich bemühte,[1]) noch nicht zustande gekommen; allerdings würde es ihm vielleicht eine Genugtuung sein können, daß auch heute die Einführung einer phonetischen Rechtschrift noch nicht in das Gebiet der Utopien verwiesen ist.

5. Kapitel.

Saint-Pierres Stellung zu Staat und Politik.

Dem hohen Rang, den St. P. bei der theoretischen Würdigung der Wissenschaften der Politik eingeräumt hat, und der Überzeugung, daß die Mitarbeit an der Besserung der öffentlichen Zustände die verdienstvollste Beschäftigung des Menschen ist, entspricht es, daß St. P. die größte Zahl seiner Schriften der Erörterung politischer Angelegenheiten gewidmet hat. Der folgende Überblick soll zeigen, welche dieser Fragen ihn vorzugsweise beschäftigt haben; dabei kann es sich nicht darum handeln, jedes einzelne der zahlreichen Projekte zu untersuchen und zu prüfen, inwieweit die vorgeschlagenen Mittel für die Durchführung dieser Reformen tauglich oder ausreichend sind. Es soll vielmehr versucht werden, die tragenden Ideen hervorzuheben und die Stellung zu fixieren, die St. P. innerhalb seiner Zeitgenossen einnimmt.

A. Königtum und Verfassung.

a) Wir wollen zunächst die Ansichten St. P.s über das absolutistische Königtum kennen lernen. Seine Mei-

[1]) Er faßte seine schon früher niedergelegten Ansichten in einem größeren Werke zusammen, betitelt: »Projet pour perfectionner l'orthographe des langues d'Europe«.

nungen hierüber sind nicht nur in der »Polysynodie« ausgesprochen, jener Schrift, die ihm den Sitz in der Akademie kostete, sondern finden sich auch in anderen Werken verstreut. Namentlich sind die Aufzeichnungen in den »Annales politiques« eine ununterbrochene Anklage gegen die durch die absolutistische Regierung verschuldeten Mißstände, insbesondere den Niedergang des wirtschaftlichen Wohlstandes. Dieses Werk ist gleichsam das »Siècle de Louis XIV« des Abbé de St. P., ein Gegenstück zu dem mit Enthusiasmus für das Zeitalter geschriebenen Buche Voltaires. Gegen welche Mißstände, so wird man fragen, richten sich nun die von St. P. erhobenen Anklagen?

1. Zunächst macht er den Absolutismus verantwortlich dafür, daß das Land von Unfähigen verwaltet wird. Die Ämter erhalten nicht die Tüchtigen, sondern jene Persönlichkeiten, die durch Schmeichelei sich Gunst erworben haben oder die in der Lage sind, sich die Stellen zu kaufen. Dadurch ist es soweit gekommen, daß der Hof ein Rendezvous von Gaunern ist, die wegen ihrer Gewissenlosigkeit, mit der sie ihre ehrgeizigen Pläne verfolgen, vor den rechtlich Denkenden im Vorteile sind.[1]) »Diese Höflinge denken nur daran, ihre Gegner durch Anschuldigungen und Verleumdungen zu Boden zu schlagen, sich selbst aber hohe Beschützer zu suchen, denen sie durch niedrige Schmeicheleien zu gefallen sich bemühen.« [2]) Ist es ein Wunder, daß der Staat so schlecht verwaltet wird, wenn die hohen Regierungsämter solchen zweifelhaften Menschen anvertraut werden? Nicht minder schlimm ist die Unsitte, daß die Ämter durch Kauf erworben werden können. Dadurch wird dem unbemittelten, aber tüchtigen Manne der Eintritt in jene Stellen unmöglich, während niemand danach fragt, »ob die Träger dieser Ämter durch Einfältigkeit, Unwissenheit, Ausschweifung, Torheit, kindische Gesinnung, Be-

[1]) Ouvr. XIII, 343ff. — [2]) Ouvr. XVI, 32.

trügereien und Freveltaten«[1]) dem Staate unübersehbaren Schaden zufügen. Die schmeichlerischen Günstlinge sind noch in anderer Hinsicht eine schwere Gefahr für das Land, denn sie sind es, die den Herrscher in seinen absolutistischen Neigungen bestärken. »Die Fürsten aber, denen geschmeichelt und selten widersprochen wird, besonders die Könige, die vor ihrer Volljährigkeit zur Herrschaft gekommen sind, sind notwendigerweise länger Kinder und weniger vernünftig als die anderen Menschen, sie haben selten gesunde und festbegründete Ansichten«.[2]) An anderer Stelle finden sich folgende scharfe Worte: »Es ist unmöglich, daß der König, der alle Tage . . . von . . . Höflingen umgeben ist, die ihn um die Wette loben und ihm ihre hohe Meinung, die sie von seinem Geiste, seiner Weisheit . . ., seinen Talenten und Tugenden haben, . . . äußern, es ist unmöglich, sage ich, daß er sich nicht wirklich für weiser und tugendhafter . . . hielte . . . Es wäre ein Wunder, wenn der König nicht in allen Dingen, mit denen er sich beschäftigt, der anspruchsvollste Mensch seines Königreichs wäre.«[3]) — Ähnlichen unheilvollen Einfluß wie charakterlose Höflinge, denen der König das Ohr leiht, haben die Frauen am Hofe. In der »Polysynodie« findet sich über dieses Thema folgender Passus: »Les rois sont des hommes et encore plus sujets que les autres hommes à être gouvernés par des femmes . . . Les femmes choisissent non par les qualités nécessaires au ministère: elles ne les connaissent pas, ces qualités . . . elles ne demandent à un ministre pour toutes qualités qu'un parfait dévouement à leur ambition et à leur fantaisie.«[4])

---

[1]) Ouvr. XVI, 31. — [2]) Ouvr. XI, 298f. — [3]) Ouvr. XII, 6.

[4]) Polys. 82. — Man vergleiche dazu die Worte, die Montesquieu in den »Lettres Persanes« schreibt: »Il n'y a personne qui ait quelque emploi à la cour, dans Paris, ou dans les provinces qui n'ait une femme, par les mains de laquelle passent toutes les grâces et quelquefois les injustices qu'il peut faire. Ces femmes . . . forment une espèce de république . . .« Zitiert bei *Goncourt*, 374f.

2. St. P. erhebt ferner heftige Anklagen gegen das ausschweifende Leben und den Luxus, der am Hofe und in den oberen Ständen zu finden ist. Dabei ist ihm der Gedanke empörend, daß der König aus den Taschen der Armen seine Kassen[1]) füllt. Nach dem Vorbilde des Herrschers handeln dann auch die Minister; auch sie haben das Streben, sich zu bereichern. St. P. erwähnt mit Entrüstung, daß ein Minister 15 Millionen für ein Landhaus ausgegeben habe.[2]) Richelieu und Mazarin bezeichnet er als »gewöhnliche Seelen, die in niedriger Weise ihr kleinliches Sonderinteresse dem großen öffentlichen Interesse vorziehen«.[3])

3. Als eine weitere Quelle des Elends, das im Lande herrscht, sieht der Abbé die Aufhebung des Edikts von Nantes an. Wie recht er hat, wenn er neben der intoleranten Kirche den König für die religiösen Verfolgungen verantwortlich macht, dafür zeugt das Zirkular von Louvois von 1685, in dem der König ausdrücklich befiehlt, daß mit größter Strenge vorgegangen werde, und den Wunsch ausspricht, es dürfe nicht ein einziger Hugenotte übrig bleiben. Man weiß, welche schrecklichen Mittel der willfährige Minister anwendete. Den Standhaften drohte die gefürchtete Einquartierung roher Soldaten, denen die Erlaubnis zu allen Schandtaten gegeben war, das Gefängnis mit seinen Torturen oder die Deportation.[4]) St. P. berechnet die wirtschaftlichen Schädigungen der Verfolgungen. Das Ereignis, sagt er, hat eine halbe Million Familien mit all ihrer Industrie und ihrem Gewerbe aus dem Königreiche verjagt; es hat unsere Feinde auf unsere Kosten gestärkt . . . Es hat den Staat in furchtbarer Weise geschwächt und bei den anderen Nationen die falsche Politik des verstorbenen Königs, die auf Ungerechtigkeit, Unduldsamkeit und Verfolgung sich gründete, in Verruf gebracht.[5]) Auch die französische

---

[1]) Ann. pol. II, 426. — [2]) Ouvr. VII, 41. — Ann. pol. I, 132. — [4]) *Lavisse* VIII[1]. 356ff. — [5]) Ann. pol. I, 277.

Marine hat unersetzlichen Schaden erlitten, da ihr durch die Auswanderung von protestantischen Matrosen vorzügliche Kräfte entzogen worden sind.[1])

4. Die furchtbarsten Wunden sind aber dem Lande geschlagen worden durch die Kriege. St. P. befindet sich hier in vollem Rechte, wenn er dem Absolutismus des französischen Königtums die Schuld an all dem namenlosen Elende beimißt, das durch die Eroberungskriege über das Land gekommen war. In den »Annales« hat er unter dem Jahre 1666 folgende Worte eingetragen: »Der König beschloß, Flandern dem Königreiche Spanien abzunehmen. Ein verhängnisvoller Entschluß, der seinen reichen und blühenden Staat in unermeßliche Schulden hineingezogen hat, aus denen er sich niemals wieder erheben wird, wenn nicht unter unsern Königen einst ein Salomo ersteht.«[2]) In ganz besonderer Schärfe finden sich diese Angriffe gegen die kriegerische Politik in der »Polysynodie«. Hören wir, wie St. P. sich über die unheilvollen Wirkungen der Kriege Ludwigs XIV. dort äußert. Nachdem er dargelegt hat, daß der von Natur friedliebende König durch den nichtswürdigen Rat seines Kriegsministers zur Offensive gedrängt worden sei, fährt er fort: »Que l'on regarde le succès de ces guerres du côté de l'utile, que l'on suppute si ce qu'elles nous ont produit vaut plus que ce qu'elles nous ont coûté . . . Elles nous ont coûté vingt-sept fois cent millions, qui, au denier vingt-sept, produiraient cent millions par an. L'interruption du commerce a fait tort au roi et à l'Etat de plus de cinquante millions par an pendant ces trente années de guerre; cela fait encore cinquante millions de rente au denier trente. Or, qui ne sait que les conquêtes du feu roi ne lui rapportent pas la huitième partie de ces cent cinquante millions de rente, tous frais faits? Et cependant je ne mets point en ligne de compte ni les hommes que nous avons perdus, ni la désolation de nos

[1]) Ann. pol. I, 37. — [2]) Ann. pol. I, 176.

provinces frontières, ni les pertes prodigieuses que nous coûtent les fortunes immenses des gens d'affaires.

Voilà le côté de l'utile. Qu'on regarde présentement le côté de l'honorable. Quelle opinion le feu roi a-t-il laissée de lui à ses voisins? N'ont-ils pas cru, n'ont-ils pas écrit qu'il était un voisin fâcheux, sans parole, injuste et d'autant plus digne de leur haine qu'il employait plus de puissance à les ruiner? : . . D'un autre côté, a-t-il forcé ses sujets, par l'abondance qu'il leur a procurée, à regretter son administration? Plût à Dieu que, pour sa réputation et pour notre utilité, il eût été durant tout son règne occupé à faire fleurir le commerce, . . . à paver les grands chemins, à les rendre encore plus sûrs, à rendre les rivières navigables, à rendre nos lois plus propres à diminuer le nombre des procès, . . . à perfectionner les établissements qui regardent les pauvres et l'éducation des enfants . . .« [1])

Übrigens hat St. P. schon bei Lebzeiten Ludwigs XIV. die ökonomischen Schäden, die aus der Kriegführung hervorgegangen sind, scharf betont. In der Schrift: »Paix perpétuelle« wird bereits nachgerechnet, daß in Frankreich auf 20 Jahre 10 Kriegsjahre kommen; bei Annahme dieses Verhältnisses würde durch die Lahmlegung des Handels mit dem Auslande Frankreich in hundert Jahren eine Einbuße von 7500 Millionen erleiden. Das Ziel seiner Anklagen verhüllt der Abbé allerdings geschickt dadurch, daß er den König selbst unter die Leidtragenden rechnet, da er jährlich 15 Millionen an Zöllen einbüße. [2]) — Auch in der Anfzählung aller der Umstände, durch die Holland zu seiner großen Blüte gekommen ist, liegt eine versteckte Kritik der französischen Verhältnisse. Da wird es als glücklicher Zustand bezeichnet, daß Holland eine Republik ist, daß die Minister einer solchen Republik ein persönliches Interesse an der nützlichen Gestaltung der Vorschriften über den

[1]) Polys. 97 f. — [2]) Paix perp. I, 239 f.

Handel haben, weil sie nicht selten aus dem Handelsstande stammen; es wird ferner als Vorteil hervorgehoben, daß in Holland nicht jene Müßiggänger leben, die man in Spanien (!) Adlige nennt, und daß man auf Geburt kein Gewicht legt. Holland habe auch großen Vorteil aus seiner religiösen Toleranz gezogen, da die in andern Ländern Verfolgten nach diesem Lande kommen und ihm mit ihrem Gewerbefleiß großen Nutzen bringen.[1])

Angesichts der schweren Vorwürfe, die St. P. gegen Ludwig XIV. erhebt, wird man sich fragen, ob die Ansicht, die er in der Würdigung dieses Herrschers vertritt, von der späteren Geschichtsschreibung als berechtigt anerkannt worden ist. Voltaire hat sich in scharfer Weise gegen die St. P.sche Beurteilung des »großen Königs« gewandt. Das ist sehr begreiflich, denn sein Buch atmet ja einen durchaus anderen Geist: es ist mit uneingeschränkter Bewunderung für das Jahrhundert geschrieben, dessen Glanz den in noch trüberen und zerrütteteren Verhältnissen schreibenden Historiographen blendete. St. P. hat allerdings vorwiegend dunkle Bilder gezeichnet, aber er unterließ es nicht, die guten Seiten des Königs zu loben,[2]) während Voltaire überhaupt keinen Flecken an seinem Helden findet. Die geschichtliche Wahrheit ist also mehr in den »Annales« als in dem »Siècle de Louis XIV.« anzutreffen, und eine spätere Geschichtsschreibung hat das Urteil St. P.s bestätigt. So heißt es in dem Resumé über Ludwigs XIV. Regierung in dem bedeutendsten modernen Geschichtswerke Frankreichs:[3]) »La France a laissé passer le moment où elle pouvait, étant plus forte qu'aucun autre Etat de l'Europe, s'enrichir, accroître sa population et se répandre sur les mers. Sa fertilité naturelle, le capital

[1]) Paix perp. I, 270ff.

[2]) cf. die in den Ann. pol. unter dem Jahre 1682 mitgeteilte Begebenheit, wo der König in einem Prozesse gegen seine eigenen Interessen entscheidet.

[3]) *Lavisse*, Hist. de France VIII[1], 276.

acquis, l'activité de ses habitants lui permettaient de devenir la maîtresse du monde . . . Par la faute du Grand Roi, la France, à une heure décisive de son histoire, a manqué sa fortune.«

b) Da die geschilderten Mißstände eine Folge der uneingeschränkten Königsgewalt und der ihr beinahe gleichkommenden Allmacht eines ersten Ministers sind, so ist ihre Beseitigung nur durch eine einschneidende Änderung der von St. P. als »sultanat« und »vézirat« gekennzeichneten Regierungsform möglich. So gelangt der Abbé von der negierenden Kritik zu positiven Reformvorschlägen. Den Hauptgedanken seiner Verfassungsreform enthält schon das Titelblatt seiner »Polysynodie«[1]); soll ja doch darin gezeigt werden, daß die conseils die beste Form der Regierung darstellen. Ein scheinbar überflüssiges Buch, wenn man erwägt, daß im Jahre 1717 diese »pluralité des conseils« bereits bestand. Die Urheberschaft dieses Planes muß St. Simon zugeschrieben werden, der ihn freilich nicht im Interesse der Wohlfahrt des Landes erdacht hatte, sondern hauptsächlich, um dem durch den Absolutismus zurückgedrängten Adel wieder zu Einfluß zu verhelfen und eine administrative Aristokratie zu schaffen. St. Simon fand ein offenes Ohr für seine Pläne bei dem Herzog von Orléans, der sich seinerseits wieder durch das Versprechen, den Parlamenten das Beschwerderecht zu verleihen und die »conseils particuliers« einzusetzen, seine Wahl als Regent sicherte.[2]) Die am 15. September 1715 verkündete neue Verfassung entsprach allerdings den Hoffnungen, die man auf sie gesetzt hatte, keineswegs; denn sie lieferte die Regierung einer Kaste aus, die weit unter einer solchen Aufgabe war, und machte die Regierung schließlich ganz unmöglich.[3]) Diese schlechten

---

[1]) cf. S. 11 dieser Arbeit. — [2]) *Lavisse* VIII[2], 15.

[3]) Marmontel schreibt über die Mitglieder der conseils folgendes: ». . . les uns, manque de lumière, les autres, manque de courage,

Erfahrungen mußten natürlich den Wunsch nach Auflösung der conseils zeitigen. Der ehrgeizige und skrupellose Dubois empfahl dem Regenten, die conseils wieder durch einfache Staatssekretäre zu ersetzen, die ohne Ansehen und Familie seien und dadurch seine Kreaturen bleiben müßten.[1]) Der Abbé de St. P. erkennt die große Gefahr, die die Auflösung der Kollegien mit sich bringen würde. So unvollkommen die bestehende Einrichtung auch war, er sah in ihr und mit Recht, eine Bresche, die in die Mauern des Absolutismus geschlagen war. Darum nicht wieder zurück zum alten Despotismus, sondern Ausbau und »Perfectionnement« der bestehenden Regierungsform! Seine Vorschläge gehen dahin, daß die Regierung wie bisher von sieben Sonderkollegien ausgeübt werden soll; nur wünscht er den conseil für die inneren Angelegenheiten ersetzt zu sehen durch einen »conseil pour le progrès de la politique«.[2]) Den Kollegien soll das Recht verliehen werden, sich selbst, ohne die Bestätigung des Königs einholen zu müssen, zu ergänzen. Damit die einzelnen Mitglieder der sieben Kollegien in die verschiedensten Ressorts Einblick gewinnen, ist ein regelmäßiger Wechsel, »une circulation des départements et de la présidence«[3]) empfehlenswert; der Wechsel der Präsidenten wird mit besonderem Nachdruck gefordert, damit sich nicht wiederum eine Art »vézirat« herausbildet.[4]) Der weitestgehende und kühnste Vorschlag St. P.s ist der, daß ein vom Regenten unabhängiger oberster Ministerrat die conseils überwachen soll. Dieser »conseil général« oder »c. suprême«[5]) soll die Fäden der einzelnen Abteilung in seiner Hand haben; durch ihn wird also in der Praxis die königliche Gewalt

---

presque tous, manque de résolution, suivirent l'impulsion du conseil de régence, ou plutôt du régent lui-même, réduits à être des fantômes d'importance et d'autorité.« *Marmontel*, Oeuvr. posth. V, 79.

[1]) *Lavisse* VIII[2], 18. — [2]) Polys. 130. — [3]) Polys. 61 ff. — [4]) Polys. 70. — [5]) Polys. 108.

ausgeübt.[1]) — In den später vorgebrachten Verfassungsvorschlägen will der Abbé von dem umständlichen Apparat, den er in der Polysynodie empfohlen hatte, nichts mehr wissen. An Stelle der sieben conseils setzt er wieder drei Ministerien (Inneres, Äußeres, Finanzen). Da sich diese aber in zahlreiche Abteilungen (bureaux) gliedern, so ist nichts Wesentliches geändert; auch die Tendenz, die königliche Gewalt einzuschränken, ist die gleiche geblieben.[2])

Wie soll aber die Gefahr vermieden werden, daß über die Zusammensetzung der Ministerkollegien nicht wieder Gunst und Verwandtschaft entscheiden? Hierfür weiß der Abbé ein Schutzmittel und wird nicht müde, es anzupreisen; es ist das »scrutin perfectionné«, d. h. die in geheimer Abstimmung durch die Standesgenossen erfolgende Wahl. Die drei Stände (magistrature, noblesse, clergé) wählen zunächst die vierzig tüchtigsten Männer, die sich im Staatswesen verdient gemacht haben; diese konstituieren sich zur »académie politique«. Außer den verschiedenen wissenschaftlichen Arbeiten liegt ihnen ob, für jede neuzubesetzende Stelle der nächst höheren Beamten aus ihrer Gemeinschaft drei Kandidaten zur Wahl vorzuschlagen. Auf gleiche Weise wählen diese Beamten aus ihrer Mitte die Mitglieder des Staatsrats und diese endlich die Minister. Wie sehr sich diese Maßregel gegen die Mißbräuche der bisherigen Stellenbesetzung richtet, geht deutlich aus einem Abschnitt der »Observations sur le ministère général«[3]) hervor. Dort heißt es: »Die Pflicht des Königs als des Staatsoberhaupts ist, die öffentlichen Ämter nicht nach Neigung und Laune, sondern nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit, und zwar den Würdigsten ... zu übertragen.«[4]) Als Kapitelüberschrift findet sich das epigrammatisch geprägte Wort:

[1]) »Le c. général n'aurait ... à régler que les affaires les plus importantes.« Polys. 114.

[2]) Proj. pour perf. le gouvernement des Etats. Ouvr. III, 1ff.

[3]) Ouvr. VI, 6ff. — [4]) Ouvr. VI, 54.

»Les rois comme les rois . . . n'ont aucunes grâces à faire, ils n'ont que des justices à rendre.« [1]) Von seiner Regierungsform glaubt St. P., daß sie die Vorzüge der Monarchie und der Republik in bester Weise vereinige; um einen Namen für diese Staatsform ist er nicht verlegen: er nennt sie Aristomonarchie. [2])

Das Prinzip der kollegialen Wahlen, das nach seiner Meinung ein trefflicher »Menschenmesser« (anthropomètre) ist, will der Abbé ausgedehnt sehen auf alle Ämter der Zivil- und Militärbehörden. [3]) Er ist überzeugt, daß die Wahl immer auf die Besten fallen wird, und sieht einen besonderen Vorzug darin, daß in allen Berufen den fähigsten Elementen der unteren Klassen die Möglichkeit gegeben ist, in die höheren aufzurücken. [4]) Nur bei aus solcher Wahl hervorgegangenen Beamten wird man die beiden Eigenschaften voraussetzen können, die zur Förderung des Staatswohles unerläßlich sind: strenge Rechtlichkeit, die jedes betrügerische Ausbeuten des Volkes von sich weist, und eine auf wirklicher Sachkenntnis beruhende Tüchtigkeit. [5])

Es ist einleuchtend, daß bei einem solchen Wahlsystem, das eine »Regierung der Besten« zur Folge hat, bisher bestehende Vorrechte allmählich verschwinden werden. Der Abbé macht aus seiner Meinung über die Ungerechtigkeit solcher Vorrechte kein Hehl. In einem besonderen Aufsatze [6]) verlangt er geradezu, daß die Erblichkeit der Adelswürde aufzuheben sei und nur noch als Auszeichnung für wertvolle Dienstleistung persönlich verliehen werde. »Würde ein Staat, so fragt er, der für die Gegenwart Dienste braucht, nicht lächerlich handeln, wenn er seinen Schatz an Titeln und Würden erschöpfte, um Dienstleistungen zu ehren und zu bezahlen, die in einem anderen Jahrhunderte geschehen sind, Dienste, die

[1]) Ouvr. VI. 53. — [2]) Polys. 80. — [3]) Ouvr. IV, 214. — [4]) Ouvr. VI, 197. — [5]) Ouvr. IV, 27f.

[6]) Proj. pour rendre les titres honorables et plus utiles à l'Etat. Ouvr. II, 121ff.

ihre Belohnung schon gefunden haben, so daß er gegenwärtige Leistungen und Verdienste nicht mehr entschädigen kann?«[1]) Auch die Substitution — die Einsetzung des Nacherben — möge als eine Auszeichnung verliehen werden, die durch besondere Verdienste erworben wird, nicht aber ohne weiteres dem ältesten Sohne in den Schoß fallen soll.[2])

Eine kritische Würdigung der von St. P. vorgeschlagenen Verfassungsreform wird sehr leicht die großen Mängel hervorheben können. Rousseau hat in seiner Besprechung der »Polysynodie« auf die Unzulänglichkeit genügend hingewiesen. An das Prinzip einer Repräsentativverfassung hat der Abbé ebensowenig gedacht, als er den dritten Stand als gleichberechtigten Faktor anerkennt. Allerdings darf man nicht übersehen, daß die Forderung, den unteren Volksschichten das Aufsteigen zu ermöglichen, schließlich zu einem Eindringen dieses Standes in die höchsten Regierungskreise führen mußte. Rousseau weist auf die Tragweite des Buches hin und bemerkt, daß es sich darin um nichts Geringeres als eine Revolution handle; die Vorschläge der Beamtenwahlen müßten eine Bewegung der Massen und damit eine ungeheure Umwälzung zur Folge haben.[3]) Wie bei vielen Projekten des Abbé liegt aber die Bedeutung dieses Verfassungsprojektes nicht so sehr in den praktischen Vorschlägen, sondern darin, daß zum ersten Male die Allgemeinheit in wirksamer Weise auf das Verfassungsproblem aufmerksam gemacht und aus politischer Gleichgültigkeit aufgerüttelt worden ist. Daß in der Polysynodie zugleich ein ernster Warnungsruf für die Zukunft ausgesprochen war, glaubt Goumy besonders betonen zu müssen.[4]) »Le public d'alors ne vit dans le discours sur la polysynodie qu'une diatribe contre Louis XIV; il y faut voir autre chose, c'est-à-dire une

---

[1]) Ouvr. II, 139. — [2]) Ouvr. X, 222. — [3]) *Rousseau*, Oeuvr. V. — [4]) *Goumy* 72.

juste prévoyance et des pressentiments, hélas! trop fondés. Le danger était bien, en effet, là où le signalait l'abbé, dans les rois fainéants, les vizirs et les sultans. La France n'en avait pas encore fini avec eux. Il lui restait à épuiser toutes les ignominies de ce règne que l'on voudrait effacer de l'histoire, et que l'abbé de Saint-Pierre avait clairement prédit: à chaque page de son livre, il montre Louis XV, et jette un cri d'alarme qu'on ne comprend pas. Ne croyons donc pas être tout à fait justes avec lui, si nous nous contentons (avantage bien facile!) de rire de ses chimères: il faut ajouter que ces chimères ont cependant droit à quelque respect; car elles furent la tentative généreuse d'un honnête homme pour épargner à notre pays des malheurs et des hontes qu'on a pu venger, mais que l'on n'effacera jamais.«

B. Soziale und volkswirtschaftliche Reformen.

Von den vielen Schäden, an denen die Gesellschaft seiner Zeit krankte, hebt St. P. zwei hervor: die Spielwut und die Duellsucht. Gegen das Duell hatte er schon im Jahre 1715 eine Schrift veröffentlicht, und er erwähnt es mit Befriedigung, daß man ein Exemplar in der Kassette des verstorbenen Königs neben wichtigen Papieren gefunden habe. Trotz dieser Beachtung, die seine Denkschrift gefunden, trotzdem sie, wie er erfahren, sogar ins Englische und Italienische übersetzt worden ist, blüht aber die Unsitte des Zweikampfes weiter, so daß er im Jahre 1734 eine neue Schrift[1]) erscheinen läßt. Es kommt ihm unerklärlich vor, daß Menschen, die sich von Vernunftgründen leiten lassen, eine solche »opinion gothique« noch nicht aufgegeben haben, eine Einrichtung, die nach seiner Ansicht durch die törichten Gottesurteile des christlichen Mittelalters hervorgerufen worden ist. Sehr treffend schildert er den Zwiespalt, in den ein Offizier durch die Ehrengesetze seines Standes

[1]) Ouvr. X, 1ff.

gerät. »Auf der einen Seite das Gesetz der Ehre oder besser gesagt, der Unehre, ungeschrieben zwar, aber gestützt durch das Beispiel der Sitte, durch die Standesvorurteile, die ihn (den Offizier) zwingen, sich zu schlagen, wenn er nicht unter seinen Kameraden als Feigling gelten, also entehrt sein will; — auf der anderen Seite das Gesetz des Königs, das ihm sogar unter Androhung der Todesstrafe verbietet, sich zu schlagen: so sieht er sich also vor die traurige Alternative gestellt, die Ehre oder das Leben zu verlieren.«[1]) Gegen die von ihm vorgeschlagenen Maßregeln könnte man freilich seine eigenen Worte anwenden: »Kann ein Mann von Ehre schwanken, ob er den Tod einem entehrten Leben vorziehen soll?«[2]) Denn wenn er die Einsetzung eines Ehrenrates verlangt und ferner fordert, daß die Offiziere beim Eintritt in das Heer ihr Ehrenwort geben, sich nicht schlagen zu wollen, so übersieht er, daß solche Mittel erst dann wirksam werden, wenn eine allgemeine Wandlung in den Anschauungen eingetreten ist. Er müßte — käme er in die menschliche Gesellschaft zurück — die bittere Erfahrung machen, daß selbst ein Zeitraum von 200 Jahren nicht ausreichend gewesen ist, diese Umbildung des Denkens herbeizuführen, und daß eingewurzelte Anschauungen stärker sind als Vernunfterwägungen.

Eine weitere gesellschaftliche Unsitte, die St. P. bekämpft, ist das Hazardspiel, das allerdings in jener Zeit einen unheimlichen Umfang angenommen hatte. Waren doch selbst die Paläste der vornehmsten Familien bekannte Freistätten der Spieler und Bankhalter; im Jahre 1722 wurden sogar acht öffentliche Spielhäuser (académies de jeux) errichtet.[3]) Der König selbst begünstigte das Spiel, damit unter seinen zahlreichen Gästen keine Langeweile aufkommen sollte. Ein »gros joueur« zu sein, war beinahe eine Funktion bei Hofe, und eine gewisse Zahl

[1]) Ouvr. X, 26. — [2]) Ouvr. X, 27. — [3]) *Hettner* II, 65 f.

von Personen war direkt damit beauftragt. Der König hielt das Spiel für eine so ernste Sache, daß er den Spielern erlaubte, sitzen zu bleiben, wenn er an einem Spieltische vorüberging. Die Anzahl der Opfer, die die Spielleidenschaft forderte, war nicht gering; in einem Winter töteten sich in Versailles nicht weniger als 94 Offiziere.[1]) In beredten Worten hebt St. P. die moralischen und wirtschaftlichen Schädigungen hervor und verlangt ein Einschreiten von Staats wegen.[2])

Damit sind wir schon auf das Gebiet der wirtschaftlichen Aufgaben gelangt, deren Durchsetzung der Abbé dem Staate überweist. Wir heben im folgenden nur die wichtigsten derselben hervor. Obwohl der Abbé die agrarische Hebung des Landes nicht mit der Ausschließlichkeit fordert, wie es die »Ökonomisten« taten, so liegt ihm doch die Förderung des Acker-, Obst- und Weinbaues sehr am Herzen. Den höchsten nationalen Wohlstand erhofft er indessen von der Blüte des Handels. Er fordert den Ausbau der Flotte und weist auf die Engländer hin, die »durch den großen Erfolg ihrer verschiedenartigen maritimen Handelsunternehmungen beweisen, daß die Quelle der großen Reichtümer eines Staates der Handel ist.« [3]) Daß der Adel sich vom Handel fernhält, sieht er als ein schädliches Vorurteil an, das im Interesse des Landes überwunden werden müsse. Wenn er dabei wünscht, daß der König hin und wieder ein Adelspatent an eine verdienstvolle Kaufmannsfamilie verleihen möge, so beweist auch diese Forderung, wie sehr der Abbé von engen Standesvorurteilen frei war. Und es war in der Tat so, daß die Vertreter des französischen Handels ganz im Gegensatz zu Holland und England in ihrem Lande, wo Offiziere, Geistliche und Regierungsbeamte alles bedeuteten, ein sehr geringes Ansehen genossen. Auf dem »conseil de commerce«, der

---

[1]) cf. hierzu *Lavisse* VIII[1], 449. — [2]) Ouvr. X, 325ff. und Ouvr. XIII, 357. — [3]) Ann. pol. I, 37.

1700 tagte, erklärte der Abgeordnete von Dünkirchen, es genüge, ein Vertreter des Handelstandes zu sein, um verächtlich angesehen zu werden. So komme es, daß mancher, um sich einer beleidigenden Behandlung zu entziehen, seinen Handel verlasse und sein Leben auf dem Lande verbringe.[1]) Der gleichen Absicht, Handel, Verkehr und Wohlfahrt auf dem platten Lande zu fördern, ist auch die Schrift entsprungen, die den etwas naiven Titel trägt: »Projet pour rendre les chemins praticables en hiver«[2]), worin St. P. — zugleich eine Probe statistischer Berechnung — nachweist, daß die jährlichen Verluste, die durch den schlechten Zustand der Wege dem Lande erwachsen, sich auf beinahe 44 Millionen belaufen.

Als edler Menschenfreund sucht St. P., wo er nur kann, das Los der Armen zu lindern. Er sieht mit Bekümmernis das Überhandnehmen der Bettler und fordert dringend, daß der Staat diesem Unwesen steuere. Dabei erinnert er sich seines Aufenthalts in Holland, wo kein Bettler die Passanten belästigte. Wie verwundert würde ein Bewohner dieses Landes sein, wenn er auf seinem Gange durch Paris auf der einen Seite den Reichtum und den maßlosen Luxus der Wagen, Toiletten, Bauwerke, Möbel, Spiele, Schaustellungen, Festlichkeiten bemerkte und auf der anderen Seite die unübersehbare Schar der Armen, die an den Kirchtüren und allen Straßenecken stehen und im Winter vor Kälte fast umkommen.[3]) »Die Milderung des Elends, so ruft er aus, ist eine öffentliche Schuld;«[4]) an anderer Stelle bezeichnet er die Unterstützung der Armen direkt als eine »Staatsschuld, und zwar als eine bevorrechtigte«.[5]) Als Mittel schlägt er vor die Einführung einer indirekten Steuer (octroi), sowie einer direkten Armensteuer, die die Begüterten aufzubringen haben. Noch wichtiger aber erscheint es ihm, den Bettlern, die nicht wegen Krankheit

[1]) *Lavisse* VIII[1], 216. — [2]) Ouvr. IV, 3ff.
[3]) Proj. pour renfermer les mendiants. Ouvr. IV, 33ff.
[4]) Ouvr. IV, 38. — [5]) Ouvr. VII, 252.

Anspruch auf Verpflegung im Hospital haben, Arbeit zu verschaffen. Es werden also hier Forderungen erhoben, die erst viel später durch die soziale Gesetzgebung erfüllt worden sind; das »Recht auf Arbeit« und den »Anspruch auf Unterstützung« hat erst unsere Zeit anerkannt.

Der tiefste Grund für das erschreckende Überhandnehmen des Elends und der Armut ist freilich von St. P. sehr früh erkannt worden; war doch eine seiner ersten Schriften das »Projet de taille tarifée«. In der Adresse an den Regenten, mit der das Buch eingeleitet ist, führt er an, was ihn zur Abfassung seiner Schrift getrieben habe. Das jetzige Steuersystem sei die Ursache, daß gegen 80000 Familien jährlich vollständig ruiniert werden; mehr als zwei Millionen Familien seufzen unter einer Steuerlast, die in gar keinem Verhältnisse zu den Einkünften der Steuerpflichtigen (taillables) steht. In der Schrift selbst wird dann das Elend konkret geschildert. Der Abbé malt das Los der armen Leute aus, denen der Gerichtsdiener das letzte Maß Gerste, die letzten ärmlichen Möbel, die nährende Kuh, die oft der Familie mit sieben und acht Kindern als einzige Nahrung dient, die paar Pferde, die zur Ausführung des kleinen Handels nötig sind, wegnimmt.[1]) St. P. hat mit nicht zu schwarzen Farben gemalt. Man erinnert sich der bekannten Erzählung in den »Bekenntnissen« Rousseaus. Er berichtet da, wie er bei einem Landmanne einkehrt, der dem Hungrigen die dürftigsten Speisen vorsetzt und erst dann, als er die feste Gewißheit hat, daß sein Gast kein Steuerbote oder Denunziant ist, bessere Gaben herbeibringt.[2]) St. P.s Vorschläge gehen dahin, daß ständige Steuereinnehmer angestellt werden, die die Abgaben auf Grund von zwei Registern erheben: dem registre des proportions, in dem die Steuerpflichtigen die Gegenstände und die Höhe der Steuersätze einzutragen haben, und dem régistre des déclarations, in dem die Einkünfte der

[1]) Taille tarif., 2 ff. — [2]) *Rousseau* VIII.

Bewohner aufgezeichnet sind nach Maßgabe ihrer eigenen Einschätzung. Der Abbé betont nachdrücklich die Notwendigkeit, daß alle Klassen der Bevölkerung der Steuer unterliegen sollen, eine sehr notwendige Forderung, denn bisher hatten sich die Privilegierten bei jedem neuen Steuergesetze der Abgabe zu entziehen gewußt, sogar bei der »capitation«, die doch, wie ihr Name sagt, eine Kopfsteuer sein sollte.[1]) — Auf die Besserung des Finanzwesens zielen außerdem noch zwei Projekte. Das eine will die künstliche Werterhöhung des Geldes unmöglich machen,[2]) in dem anderen wird nichts Geringeres als die Gründung einer Börse angeregt.[3])

St. P. ist sich freilich bewußt, daß alle Verbesserungen von oben her nicht erfolgreich durchgeführt werden können, wenn nicht ein gewisser Grad intellektueller Bildung unter der Landbevölkerung erreicht ist. Bei der Betrachtung seiner pädagogischen Ansichten wird auf diese Frage noch näher einzugehen sein.

In der Durchführung aller dieser wirtschaftlichen Reformen sollen König und Regierung ihre schönste Wirksamkeit erkennen. »Wir haben unsere Nation, sagt er einmal, während eines Zeitraumes von etwa vierzig Jahren im Auslande verdächtig gemacht, weil wir auf äußere Gebietserweiterungen hinarbeiteten. . . . Es ist aber besser, wenn sich unsere Herrschaft über andere Völker darauf gründet, daß sie uns hinsichtlich der Vernunft als überlegen anerkennen.«[4])

C. Internationale Politik.

Unter den Anklagen, die St. P. gegen die Regierung seines Landes erhebt, war die heftigste und nachdrücklichste gegen die kriegerischen Unternehmungen gerichtet.

---

[1]) cf. darüber *Lavisse* VIII[1], 168ff. und 199f.

[2]) Discours contre l'augmentation des monnaies. Ouvr. II.

[3]) Proj. pour rendre les rentes sur l'Etat d'un commerce plus facile et plus fréquent. Ouvr. IV, 215ff.

[4]) Ouvr. IV, 134f. (Nicht ganz wörtlich zitiert.)

Der Krieg in seiner Furchtbarkeit mußte dem rationalistischen Philosophen als eine beständige Verletzung der Vernunftgesetze, dem Moralisten als eine Verhöhnung des Hauptprinzips aller Ethik und Religion, dem Menschenfreunde als eine Quelle des Elends und der Verarmung erscheinen. Um die Völker aber von dieser Geißel zu befreien, ist es nicht genug, daß ein gegenwärtiger Krieg zum Abschluß komme. Wie leicht lodert sonst das unter der Asche weiterglimmende Feuer wieder auf! »Le bois est sec, le feu en est proche, le vent souffle la flamme sur le bois, pourquoi le bois ne s'allumerait-il pas?« [1]) Nur wenn ein Zustand geschaffen wird, der den europäischen Nationen den Frieden für alle Zeiten garantiert, wird die Furcht und der Schrecken von den Völkern genommen sein. Dieses Problem, von dessen Schwierigkeit der Abbé überzeugt ist, mit dessen Lösung er aber der Menschheit den größten Dienst zu leisten meint, sucht er in den drei Bänden des »Traité de projet pour rendre la paix perpétuelle« zu lösen. Was die äußere Geschichte des Werkes anlangt, so ist zu bemerken, daß das Manuskript der beiden ersten Bände bereits vor St. P.s Reise nach Utrecht dem Herzog von Burgund vorgelegen und dessen Billigung gefunden hatte. Aus dem Aufsehen, das diese Schrift hervorrief, erklärt es sich, daß man den Verfasser als Sekretär des französischen Bevollmächtigten mit nach Holland abordnete. Im Jahre 1713 sind die beiden ersten Bände in Köln erschienen. [2]) Der dritte Band folgte 1716 und enthielt eine Adresse an den Regenten. Endlich veröffentlichte der Abbé 1729 noch einen Abriß mit einer Widmung an Ludwig XV. — Wenn St. P. die Priorität dieses Planes dem König Heinrich IV. von Frankreich zuschreibt, [3]) so ist dies sicher aus dem Grunde geschehen, seinem Plane eine

[1]) Ouvr. I, 19 (Abrégé du proj. de Paix perp.).

[2]) Es findet sich bereits im »Journal de Trevoux« (Juli 1713) eine Besprechung dieser beiden Bände. cf. Paix perpét. III (Anhang).

[3]) Paix perpét. II, 45ff.

bessere Aufnahme und die Möglichkeit einer rascheren Verwirklichung zu verschaffen. Es ist aber längst der Nachweis geführt, daß die von Heinrich IV. erstrebte Liga mit der Idee des ewigen Friedens durchaus nichts zu tun hat, sondern sich gegen das Haus Habsburg richtete.[1]) Welches sind nun die Grundgedanken des Projekts? Zur Sicherung des Weltfriedens ist nach St. P.s Meinung die Gründung eines europäischen Staatenbundes, einer »Diète Européenne«[2]) nötig, deren Vorbild er in der Verfassung des »römischen Reichs deutscher Nation« erblickt. In der Tat mußte »das lockere Gefüge des deutschen Reichsverbandes unter einem ohnmächtigen Wahlkaiser und einer ständig gewordenen Reichsversammlung ... dem Abbé gegen Ende des 17. Jahrhunderts nicht wie ein einzelner Staatskörper, sondern als ein für Europa vorbildlicher Verband souveräner Staatsgebilde erscheinen.«[3]) Von der historischen Grundlage des deutschen Staatenbundes hat der Abbé natürlich keine Kenntnis; nach seiner Ansicht ist die Gründung des Deutschen Reiches auf einen durch Willen der Fürsten vollzogenen Vertrag zurückzuführen.[4]) Die Volksgemeinschaften haben die gleiche Entwicklung durchgemacht wie die Einzelindividuen, die mit Bewußtsein ihrem Naturzustande entsagt haben und in die bürgerliche Gesellschaft getreten sind. Die weitere Ausdehnung einer solchen nach deutschem Muster gedachten Staatenverbindung auf einen Erdteil würde also nur in der schon begonnenen Entwicklung liegen und Europa die gleichen Vorteile verschaffen, die das Deutsche Reich genießt.[5])

Über die Verfassung und Aufgaben des von ihm erstrebten europäischen Bundes hat der Abbé zwölf Artikel ausgearbeitet, deren Hauptinhalt folgender ist:

---

[1]) *Goumy* 75.

[2]) Der Abbé schreibt: »Diète Européane oder Europaine.«

[3]) *v. Holtzendorff*, Die Idee des ewigen Völkerfriedens, 20.

[4]) Paix perpét. II, 43.

[5]) Der gleichen Auffassung begegnet man Ouvr. XI, 281.

I. Die christlichen Fürsten vereinigen sich zu einem dauernden Bunde in der Absicht, einen unveränderlichen Frieden herbeizuführen, und garantieren sich ihren Territorialbesitz. Die Deputierten der Fürsten bilden einen Kongreß oder Senat, der seinen Sitz in einer freien Stadt haben soll.[1])

II. Der europäische Bund mischt sich nicht in die Regierung der einzelnen Gliedstaaten, außer zur Aufrechterhaltung der Grundlage seiner Verfassung (forme fondamentale) und zur Unterdrückung von Aufständen.[2])

III. Minderjährige Fürsten stehen während der Regentschaft unter Schutz und Sicherheit des Bundes.[3])

IV. Jeder Souverän verzichtet für die Zukunft auf alle durch Eroberung, Schenkung, Abtretung usw. herbeigeführten Gebietserweiterungen. Jeder Gebietsaustausch und Sondervertrag zwischen zwei Einzelstaaten unterliegt der Zustimmung des Bundes.[4])

V. Kein Fürst kann gleichzeitig Herrscher zweier Staaten sein.[5])

VI. Solange männliche Erben vorhanden sind, bleibt das Königreich Spanien bei dem Hause Bourbon.[6])

VII. Die Bundesvertretung sorgt für das Zustandekommen allgemeiner und besonderer Handelsverträge unter den Einzelstaaten auf der Grundlage der vollen Gleichberechtigung. Sie errichtet ferner in den hauptsächlichen Verkehrsplätzen Handelskammern und internationale Handelsgerichte, die für Streitsachen von über 10000 fr. zuständig sind. Die Ausrottung von Dieben, Land- und Seeräubern ist zunächst Sache jedes einzelnen Fürsten, doch wird nötigenfalls sein Vorgehen von der Bundesleitung unterstützt.[7])

VIII. Kein Fürst ergreift die Waffen, außer zur Bekämpfung derjenigen, die als Feinde des Bundes

[1]) Paix perp. I, 284f. — [2]) Ibid. 290f. — [3]) Ibid. 293f. — [4]) Ibid. 298ff. — [5]) Ibid. 319. — [6]) Ibid. 319f. — [7]) Ibid. 329ff.

erklärt worden sind. Alle Streitigkeiten zwischen den Einzelstaaten werden durch den Senat, der zugleich als Schiedsgericht fungiert, erledigt. Jeder Fürst, der ohne Autorisation des Bundes zu den Waffen greift oder umgekehrt sich weigert, eine ihm übertragene Exekution zu vollziehen, wird als Feind des Bundes geächtet. Sobald der europäische Bund eine Mitgliederzahl von vierzehn Staaten erreicht hat, wird derjenige, der sich weigert beizutreten, mit Krieg überzogen und bei dauernder Weigerung depossediert.[1])

IX. Die Bundesvertretung besteht aus 24 Deputierten. Keiner führt mehr als eine Stimme.[2])

X. Die Mitgliederstaaten tragen gemeinsam zu den Kosten des Bundes bei, und zwar richtet sich die Höhe der Matrikularbeiträge nach den Staatseinkünften. Die Abstimmung erfolgt mit dreiviertel Mehrheit.[3])

XI. Bei dringlichen Fällen, die einen Aufschub nicht erleiden, so bei plötzlich ausbrechendem Aufruhr, genügt zur Herbeiführung eines Beschlusses die einfache Mehrheit.[4])

XII. Die vorstehenden Grundartikel können nur dann abgeändert werden, wenn die Beschlüsse der Bundesregierung einstimmig gefaßt worden sind.[5])

In dem »Abrégé« reduziert St. P. diese zwölf Artikel auf fünf. Es ist dies jedoch mehr eine redaktionelle Änderung, denn an den Fundamenten seines Friedensprojektes — dem Schiedsgericht zur Schlichtung aller völkerrechtlichen Differenzen und der den inneren Frieden bedrohenden Verfassungsstreitigkeiten — hat der Abbé nicht gerüttelt.[6]) Zur Ergänzung des in den Grundartikeln Gegebenen ist noch zu bemerken, daß stimm-

[1]) Paix perp. I, 326ff. — [2]) Ibid. 343. — [3]) Ibid. 345f. — [4]) Ibid. 348f. — [5]) Ibid. 350.

[6]) In den bereits zitierten Werken von *Goumy*, *de Molinari* und dem Aufsatze von *Hertz* werden nur die fünf Artikel aufgeführt.

berechtigt jeder Fürst ist, dessen Land mehr als eine Million Einwohner zählt. Kleinere Staaten, wie die freien Städte, müssen sich zusammenschließen. Daß die kleinen Staaten nicht geringer zu bewerten seien als die Großmächte, erscheint dem Abbé als eine besonders notwendige Forderung. Die Form der Verwaltung für den Staatenbund ist die Conseilregierung,[1]) die sich aus vier Abteilungen (für Politik, Militär, Finanzen, Rechtsstreitigkeiten) zusammensetzt. Die Möglichkeit der Durchführung erscheint dem Abbé unzweifelhaft; rechnet er doch schon die Höhe der Matrikularbeiträge der Einzelstaaten aus.[2]) Aber er weiß wohl, wieviel Widerstände noch zu überwinden sind, und da er fest überzeugt ist, daß diese nur auf mangelnder Einsicht beruhen, so geht er an die Widerlegung der Gegengründe. Diesen Kampf führt er mit größter Zähigkeit und Gründlichkeit. Alle nur möglichen Einwendungen — es sind nicht weniger als 70! — werden angeführt und in ebensoviel Antworten siegreich abgewiesen.

Mit ebenso großer Beredsamkeit wie er die Gegengründe widerlegt, schildert St. P. die Vorzüge des Bundes für jeden einzelnen Staat und weist schon kühn hinaus auf weitere Aufgaben, die die europäische Allianz lösen wird. Wenn es nach den menschenbeglückenden Plänen des Abbé ginge, müßte die Bundesregierung Sorge tragen, daß die Segnungen auch den Völkern Asiens zugute kommen.[3]) Zeigt sich in diesem Vorschlage, die Völkerstämme Asiens zu einem Friedensbunde zu vereinen in einer Zeit, wo noch nicht einmal die Kulturstaaten Europas für einen solchen Bund gewonnen waren,

---

[1]) Paix perp. II, 300ff.

[2]) Rußland hat $3\,^1/_2$ Mill., Frankreich und Spanien haben 3 Mill. zu bezahlen. Die nichtchristlichen Staaten müssen den Vorteil der Bundesgenossenschaft durch höhere Beiträge erkaufen: die Türkei müßte $4\,^1/_2$ Mill., Marokko 600 000, Algier 300 000 leisten. Paix perp. II, 311ff.

[3]) Paix perp. II, 316.

der chimärische Charakter des Projekts in voller Deutlichkeit, so sind doch andere Zwecke, die der Bund verfolgen soll, ernster zu beurteilen. Dazu gehört die Einführung eines gemeinsamen Kalenders, eines einheitlichen Münz- und Maßsystems und endlich die Erhebung einer der vorhandenen toten oder lebenden Sprachen zum Range einer Weltsprache.[1])

Bei der Beurteilung des Projektes, durch das sich der Abbé in der Menschheitsgeschichte verewigt hat, muß man zwei Dinge wohl voneinander scheiden: die Idee und die praktischen Vorschläge. Das aufgestellte Ziel ist groß und erhaben; über die einzuschlagenden Wege hat sich der Abbé in kurzsichtiger Weise getäuscht. Und dies erklärt sich daraus, daß er die Verwirklichung seines Planes bereits von der Gegenwart oder doch von der allernächsten Zukunft erhoffte. Indem er die damals gegebenen Verhältnisse zum Ausgangspunkt nahm, mußte er in schwere Irrtümer geraten. Da in der Zeit des Absolutismus der Krieg von dem Willen der Fürsten abhing, so blieb dem, der das europäische Völkerbündnis selbst noch zu erleben wünschte, kein anderer Weg, als sich an die Regierenden zu wenden. Diese sucht er dadurch zu gewinnen, daß er ihnen als verlockende Perspektive die Ersparnisse in den militärischen Rüstungen und den Schutz vor jeder inneren Umwälzung vorzeigt. Konnte er aber wirklich für möglich halten, daß die Fürsten den durch den Utrechter Frieden geschaffenen Status quo, der doch durchaus keine gerechte Schlichtung gewesen war, als Grundlage einer ewigen Allianz anerkennen würden? Und selbst wenn die Fürsten zugestimmt hätten, hätte dann dieser Frieden wirklich das Glück der Bewohner werden können? Nach Art. II wäre ihnen ja für ewige Zeiten die Möglichkeit genommen, jemals die »forme fondamentale« der Verfassung zu ändern, d. h. den Absolutismus und Despotis-

[1]) cf. hierzu auch Ouvr. XIII, 223f.

mus, gegen den der Abbé selbst zum Sturme gerufen hatte, loszuwerden. Der europäische Bund wäre ein Schutzverband der Fürsten gegen die Völker geworden — kein Wunder, daß das Projekt, das mit einem so verhängnisvollen Fehler behaftet war, in einem immer mehr mit demokratischen Ideen sich erfüllenden Zeitalter keine begeisterten Anhänger finden konnte. Rousseau, der die Schrift des Abbé beurteilt, weist bei aller Anerkennung [1]) auf die unleugbaren Schwächen hin. Freilich fügt er selbst keine neuen und besseren Vorschläge hinzu. Und wenn er in dem Charakter der Fürsten ein ewiges Hindernis für die Verwirklichung der Friedensidee erblickt, so ist in diesem Einwande durchaus keine grundsätzliche Widerlegung der Idee zu erblicken. So wenig brauchbar also auch die vorgeschlagenen Mittel sind, so hat der Abbé doch das Verdienst »daß er in einem Zeitalter dynastischer Kabinettskriege und allgemeinen Staatsgrößenwahnes zuerst seine Stimme erhob, um zu beweisen, daß die Aufrechterhaltung eines dauernden Friedenszustandes nicht bloß im Interesse der Schwächeren, sondern der europäischen Staatengesellschaft geboten sei. Dem kriegerischen Interesse der einzelnen Machthaber hatte er zuerst das dauernde Friedensinteresse der europäischen Kultur gegenübergestellt.« [2]) Nach dem Abbé de St. P. haben noch viele Geister das von ihm zur Diskussion gestellte Menschheitsproblem überdacht. Voltaire, Rousseau, der Marquis de l'Argenson haben wiederholt ihrem Abscheu über die Schrecken des Krieges Ausdruck gegeben. [3]) Necker widmet das letzte Kapitel in seinem berühmten Buche »l'administration de la

---

[1]) »C'est donc une vaine spéculation, dira quelque lecteur impatient. Non, c'est un livre solide et sensé, et il est très important qu'il existe.« *Rousseau*, Ouvr. V, 321.

[2]) *v. Holtzendorff*, a. a. O. 29.

[3]) Letzterer in seinem nach der Schlacht von Fontenoy an Voltaire geschriebenen Briefe. cf. *d'Argenson*, IV, 460.

France« der Idee des ewigen Friedens,[1]) und Kant wird durch den Abbé veranlaßt, einen »philosophischen Entwurf« zu schreiben, worin er das Problem in die Sphäre spekulativer Meditation erhebt.[2])

Schlußbemerkungen.

George Sand, die Enkelin von Mme. Dupin, spricht in Worten hoher Verehrung von dem Abbé. Sie rechtfertigt ihn vor Rousseau und meint, dieser Träumer habe vielleicht klarer gesehen als alle seine Zeitgenossen und stehe den revolutionären, konstitutionellen und humanitären Ideen näher als Montesquieu, Rousseau, Diderot, Voltaire und Helvétius. Sie fährt dann fort: »Car il y a eu de tout dans le vaste cerveau de l'abbé de St. P., et, dans cette espèce de chaos de sa pensée, on trouve entassées pêle-mêle toutes les idées dont chacune a défrayé depuis la vie entière d'hommes très forts.«[3]) Wenn auch dieses Lob übertrieben erscheint, so dürfte doch in den vorhergehenden Ausführungen der Nachweis liegen, daß die Worte dieser Schriftstellerin ein gut Teil Wahrheit enthalten. Wir wollen versuchen, uns noch einmal über die Bedeutung der Ideen St. P.s klar zu werden. Da wir im Laufe der Darstellung uns bemüht haben, die Beziehungen zwischen den Anschauungen des Abbé zu den dominierenden Ideen seiner Zeit aufzuzeigen, so darf diese Zusammenfassung kurz sein.

Ausgehend von dem klar erkannten kartesianischen Vernunftprinzip hat St. P. die philosophische Kritik über die durch Descartes vorsichtig gezogenen Grenzen hinausgetragen und sie auf Fragen der Moral, Religion und Politik ausgedehnt. So erscheint er als Vertreter einer utilitaristischen Moral, noch ehe Bentham seine Werke geschrieben; — er vertritt die Grundsätze des Deismus

---

[1]) Eine Analyse dieses Kapitels gibt *de Molinari*, 106ff.
[2]) *Kant*, Zum ewigen Frieden.
[3]) *George Sand*, Histoire de ma vie. I, 68.

und führt mannhaften Kampf für Gewissens- und Glaubensfreiheit, noch ehe die Enzyklopädie in Angriff genommen war; — er erörtert das Problem der Verfassung und bringt, wenn auch noch sehr unvollkommene Vorschläge, die auf Beschränkung der absolutistischen Regierung abzielen, noch ehe Montesquieu und Rousseau mit größerem Tiefblick und gewandterer Feder den »Geist der Gesetze« und das Verhältnis zwischen Volk und Fürsten untersuchen.[1]) Der Sprößling eines adeligen Geschlechts, will er nichts wissen von den Standesvorurteilen und Sonderrechten einer übermütigen Kaste, sondern fordert eine Regierung der Tüchtigsten, bahnt dem »tiers état« sowie dem Bauernstande den Weg zur Höhe und verficht ihre unveräußerlichen Menschenrechte. Ein Vertreter des Klerus, sucht er doch die Macht der katholischen Kirche überall zurückzudrängen und entwickelt über die Verwendung der Kirchengüter Gedanken, die später durch die Dekrete der Revolutionsregierungen in die Tat umgesetzt worden sind.

Ordnet man den Abbé de St. P. in einen größeren geschichtlichen Zusammenhang ein, so erscheint er als ein Förderer jener Bestrebungen, die auf Durchführung eines autonomen rationalen Systems, eines natürlichen Systems der Wissenschaften hinauslaufen. Diesem System liegt die Annahme zugrunde, daß in der menschlichen Natur feste Begriffe, gesetzliche Verhältnisse, eingeborene Tendenzen vorhanden sind, aus denen sich überall Grundlinien für die Rechtsordnung, die Moral und den Gottesglauben ableiten lassen.[2]) Solche Denker, die die Vernunft als ausreichend ansahen, die Natur zu begreifen, das Leben und die Gesellschaft zu ordnen, gab es schon im 16. Jahrhundert, und im 17. Jahrhundert nahm die Zahl derer, die ihr Leben auf die Autonomie

[1]) *P. Janet* sagt: ». . . l'abbé de St. P. et le Marquis d'Argenson nous conduisent, par une transition douce et naturelle, de Fénelon à Montesquieu.« Hist. de la Phil. mor. et pol. II, 340.

[2]) *Dilthey*, Archiv f. Geschichte der Phil. Bd. V, 481.

der Vernunft gründeten, beständig zu. Das Material zu diesem System haben besonders die römisch-stoischen Lehren dargeboten; von ihnen zeigt sich auch St. P. stark beeinflußt. Aber da er auf Descartes fußt, so kommt in seiner Weltanschauung die unter dem Einfluß von Galilei und Descartes erfolgte Evolution des Naturwissens zum Ausdruck, in deren Verlauf das natürliche System der moralischen Welt nunmehr einer umfassenden Naturerkenntnis eingeordnet wurde.[1])

Auffällig bleibt es, daß sich St. P., obwohl er das Werk von Grotius kannte, mit dem Problem des Naturrechts nicht befaßt hat. Am ausführlichsten hat er im Sinne des natürlichen Systems die Fragen der Moral und der Religion erörtert. Auch hier ist er ein Verkünder der Ideen, die schon im 17. Jahrhundert die herrschende Überzeugung der am meisten fortgeschrittenen Geister geworden waren. Was in dem bereits 1593 geschriebenen »Colloquium heptaplomeres« des Johannes Bodinus und in Herbert von Cherburys berühmtem »Tractatus de veritate« (1624) niedergelegt war, bildet auch den Inhalt seiner Schriften. Auch ihn führt die Überzeugung von der Verwandtschaft der Religionen zu der Forderung der Eintracht und weitgehender Toleranz. Auch ihm sind die kontemplativen und mystischen Züge im Antlitze der Religion fremd, und so hat trotz der Annahme bestimmter transzendenter Ideen seine Religion nichts Supranaturalistisches, im Grunde genommen überhaupt nichts Göttliches.[2]) Mit der Ablehnung aller übernatürlichen Offenbarung geht St. P. über die Denker des 17. Jahrhunderts hinaus. Während selbst negative Geister wie Charron und Pierre

---

[1]) *Dilthey*, a. a. O. VII, 66 ff.

[2]) Man kann auf ihn das Wort anwenden, das Rémusat von Hobbes spricht: »Le divin est absent de toute sa philosophie et tout ce qu'il y a d'essentiel dans sa doctrine subsisterait, quand Dieu n'existerait pas, quand la religion serait tout entière d'institution humaine.« Zit. bei *Jodl*, Gesch. d. Eth. I, 392.

Bayle das Prinzip der Offenbarung nicht aufgegeben haben, andere Forscher, wie Galilei, Descartes und Leibniz, in dieser Hinsicht undurchdringlich sind und »dies letzte Geheimnis jeder Intelligenz dieser Epoche« nicht verraten,[1]) stellt St. P. das Bekenntnis als unverbindliche subjektive Anschauung hin und erklärt Gebet und Gottesdienst für überflüssige Zeremonien. Mit diesen Anschauungen und seinem zähen Kampfe gegen die Grundlagen der römischen Kirche erscheint der Abbé bereits als ein Vorläufer der Enzyklopädisten, und nicht ohne Grund hat Voltaire sein eignes Glaubensbekenntnis als das Credo des Abbé bezeichnet.

Sehr schwer, ja vielleicht unmöglich dürfte die exakte Feststellung sein, inwieweit die Ideen St. P.s auf seine Zeitgenossen und die spätere Zeit gewirkt haben. Es scheint, als ob der Einfluß manchmal zu gering angeschlagen würde. Demgegenüber kann man das Wort Herders anführen: »St. P. hat durch seine Schriften, die, als sie erschienen, wenige lasen, mehrere ungelesen verlachten, andere auf eine schale Art widerlegten . . . in der Folge mehr Gutes gewirkt als manche blendende Schriftsteller seines Zeitalters . . .«[2]) Voltaire hat zwar, wie schon erwähnt, seinen Spott über den unermüdlichen Ideologen ausgeschüttet, aber die häufige Bezugnahme auf seine Schriften beweist doch, daß er sich oft mit ihm beschäftigt hat. In seinem philosophischen Wörterbuch teilt er das schon genannte Credo des Abbé mit, das er angeblich aus der Handschrift abgeschrieben hat, und an anderer Stelle läßt er den Abbé bei einer freidenkerischen Tischgesellschaft radikale Ansichten vortragen.[3]) Wieviel Rousseau der Lektüre der Schriften

---

[1]) *Dilthey*, a. a. O. VII, 75.

[2]) Herders Werke (ed. *Suphan*), Bd. XVII, 276.

[3]) Das Credo: Oeuvr. XX, 466. — Die Pensées détachées de M. l'abbé de St. P. im »Dîner du Comte de Boulainvilliers«: Oeuvr. XXVI, 558ff. (Eine deutsche Übersetzung bei *David Strauß*, Voltaire, ed. *Kröner*, 131.)

St. P.s verdankt, wird sich nie nachweisen lassen. Wenn der glänzende Stilist die pointenlos ausgesprochenen und doch oft so kühnen Gedanken des Abbé aufgriff, dann war es ihm ja ein Leichtes, sie in eine so strahlende Hülle zu kleiden, daß der Verfasser sie selbst nicht wieder erkannt hätte. — Der einzige, der dankbar die mancherlei Anregungen quittiert, ist der Marquis d'Argenson, der in seinen Memoiren jederzeit mit ungeminderter Hochachtung von dem Abbé als von seinem verehrten Lehrer spricht. Wir schließen mit den Worten, mit denen der genannte Staatsmann das Wirken St. P.s würdigt: »Quelques minuties qui le retiennent au milieu de ses grandes vues prêtent au ridicule, et le ridicule dégoûte tout dans notre jolie patrie. Mais ce philosophe a profondément médité et poussé très loin une science, la plus grande et la plus utile de toutes, et que personne ne connaît aujourd'hui: c'est la science politique... Je n'hésiterais pas à dire que ses projets sont tous bons... Tel est son amour de l'humanité, que, ne s'en tenant pas aux limites de la patrie, il voudrait étendre ses bienfaits sur tous les habitants du globe, j'avoue que j'ai quelque peine à le suivre aussi loin; mais cela même prouve sa supériorité.« [1])

II. Teil.

Die pädagogischen Ansichten des Abbé de Saint-Pierre.

1. Kapitel.

Einleitung.

A. Saint-Pierres persönliches Verhältnis zur Pädagogik.

Es ist uns nichts davon überliefert, daß der Abbé irgend einmal in seinem langen Leben eine eigene Lehr- oder Erziehertätigkeit ausgeübt habe. Wir müssen daher

[1]) *d'Argenson*, Mémoires etc. V, 270f.

annehmen, daß seine pädagogischen Erfahrungen aus der Zeit stammen, da er Schüler des Jesuitenkollegs zu Caen gewesen ist. Aber auch aus dieser Zeit haben wir nicht die Niederschriften persönlicher Erlebnisse; so sehr sich auch die Vorwürfe, die er gegen das Schulwesen seiner Zeit erhebt, auf diese seine eigenen Erfahrungen gründen, sie tragen doch nie eine persönliche Färbung. Die Voraussetzungen für das Interesse, das St. P. der Pädagogik entgegenbringt, bildet einmal seine glühende Menschenliebe, die, wie sie allen das Höchstmaß an Erdenglück verschaffen will, auch der Jugend durch Herbeiführung besserer Erziehungsbedingungen das Los erleichtern möchte. Zum andern führt ihn sein politischer und ökonomischer Liberalismus zu den Fragen der Erziehung. Dem sozialen Reformer mußte sich gar bald die Erwägung aufdrängen, daß die Durchführung seiner wirtschaftlichen und politischen Reformvorschläge von der Erziehung des heranwachsenden Geschlechts abhängig sei. Daher bezeichnet er es auch als eine Aufgabe der christlichen Philosophen, »die richtigen Gesichtspunkte sowie die einfachsten und wirksamsten Mittel für die Erziehung aufzuzeigen, sie zu prüfen und dafür zu sorgen, daß die Vorschriften . . . ausgeführt werden.« [1])

Inwieweit sich St. P. mit der zeitgenössischen Literatur befaßt hat, kann nicht mit voller Gewißheit festgestellt werden, da sich Angaben über empfangene Anregungen nur sehr spärlich finden. Abgesehen von der Ratio studiorum, [2]) nach deren Grundsätzen er selbst unterrichtet worden ist, darf als sicher angenommen werden die Bekanntschaft mit Fleurys »Traité du choix et de la méthode des études« (1686) und dem »Catéchisme historique« desselben Verfassers. Von Fénelons Schriften erwähnt der Abbé wiederholt rühmend den für den Dauphin geschriebenen »Télémaque«; man darf wohl

[1]) Oeuvr. div. I, Préface.
[2]) Er erwähnt sie nachdrücklich in Oeuvr. div. I, 260.

annehmen, daß er auch den »Traité de l'éducation des filles« (1687) gelesen hat. Auffällig ist, daß St. P. den englischen Philosophen Locke, der auf die spätere Literatur des 18. Jahrhunderts, insbesondere auf Rousseau so außerordentlich stark eingewirkt hat, nirgends erwähnt, obwohl Lockes Schriften bereits gegen Ende des 17. Jahrhunderts ins Französische übersetzt worden waren. Hat er nun den englischen Philosophen selbst nicht gekannt — es lassen sich wenigstens keine direkten Anhaltepunkte finden — so ist er von seinem Geiste trotzdem nicht unbeeinflußt geblieben. Seine wiederholte Bezugnahme auf Rollin läßt vermuten, daß er dessen »Traité des études« wohl gekannt hat, also ein Werk, in dem sich Lockesche Anschauungen finden.

B. Überblick über das Unterrichtswesen in Frankreich bei Beginn des 18. Jahrhunderts.

Zum besseren Verständnis der pädagogischen Anschauungen St. P.s ist es nötig, einen Blick auf das Unterrichtswesen seiner Zeit zu werfen. Frankreich war ein katholisches Land. Daraus erklärt sich die beim Vergleich mit deutschen Zuständen so auffällige Tatsache, daß das öffentliche und private Bildungswesen fast ausschließlich in den Händen der geistlichen Orden liegt. Von ihnen hatte der Orden der Gesellschaft Jesu die größte Bedeutung erlangt; es war ihm gelungen, die Bildung zu monopolisieren und seinen Lehrvorschriften, die in der bekannten Ratio studiorum zusammengefaßt waren, allgemeine Anerkennung zu verschaffen. »Kosmopolitisch und unveränderlich wie der Orden selbst, dem dieses Werk seine Entstehung verdankte, klar, logisch, genau in den Mitteln wie in dem Zweck, empfohlen durch die Erfolge und gestützt auf die Macht der Kirche, erschien es dem Publikum, ja selbst den protestantischen Pädagogen als ein Muster der Vollkommenheit und der Sicherheit, und eben darum er-

achtete man jeden Verbesserungsversuch als überflüssig, sogar als gefährlich.« [1])

Nach der formalen Seite hin kennzeichnet sich die Pädagogik der Jesuiten durch die strenge dogmatische Art des Lehrverfahrens; inhaltlich ist sie rein humanistisch. Kein Wunder, daß in einer Zeit, wo durch den Aufschwung der Naturwissenschaften der Realismus zu herrschen beginnt, wo die Befreiung von der Herrschaft der Antike zur Losung wird, die Gegnerschaft gegen die pädagogischen Grundsätze der Jesuiten wächst. Schon Descartes' Mitteilungen über seine Entwicklung und die in La Flèche betriebenen Studien tragen einen skeptischen und ironischen Zug. So sagt er z. B.: »Je savais . . . que la théologie enseigne à gagner le ciel; que la philosophie donne moyen de parler vraisemblablement de toutes choses et se faire admirer des moins savants . . . Je croyais avoir déjà donné assez de temps aux langues, et même aussi à la lecture des livres anciens, et à leurs histoires, et à leurs fables . . . lorsqu'on emploie trop de temps à voyager, on devient enfin étranger en son pays; et lorsqu'on est trop curieux des choses qui se pratiquaient aux siècles passés, on demeure ordinairement fort ignorant de celles qui se pratiquent en celui-ci.« [2]) Die Männer des 18. Jahrhunderts geben ihrem Ärger über die genossene Schulbildung deutlicheren Ausdruck. So läßt Voltaire in seinem »Philosophischen Wörterbuch« unter dem Artikel »éducation« einen Rat mit einem Jesuiten sprechen. Dieser rühmt die Erziehung, die der andere bei ihnen erhalten; der aber erwidert, es sei eine saubere Erziehung gewesen. Als er hinaus in die Welt getreten, habe er wohl im Horaz und dem »christlichen Pädagogen« Bescheid gewußt; aber er habe nicht gewußt, daß Franz I. bei Pavia gefangen genommen worden, noch wo Pavia liege;

---

[1]) *Pinloche*, Gesch. des Philanthropinismus, 1.

[2]) Discours de la méthode (ed. *E. Rabier*), 18 u. 19.

sein eigenes Vaterland, dessen Gesetze und Einrichtungen seien ihm unbekannt, Mathematik und vernünftige Philosophie fremd gewesen; »Ich wußte Latein und dummes Zeug«.[1]) Auch Condillac hat an seine Schulbildung keine erfreulichen Erinnerungen bewahrt. »Unsere Unterrichtsweise ... steht noch unter dem Einfluß der Jahrhunderte der Unwissenheit, und so ist man gezwungen, nach einem neuen Plan dann wieder zu studieren anzufangen, wenn man die Schulen hinter sich hat.«[2])

Außer den Jesuiten sind für das Unterrichtswesen in Frankreich noch zwei geistliche Gesellschaften von Bedeutung gewesen: Die Oratorianer und die Jansenisten. Sie haben freilich der bewunderungswürdigen Organisation, über die der Jesuitenorden verfügte, eine Konkurrenz nicht zu bieten vermocht, aber was die von ihnen gegründeten Schulen — vornehmlich Port Royal — geleistet, ist doch nicht ohne Wirkung auf die Unterrichtspraxis geblieben. Wie in ihren theologischen Lehrmeinungen und in ihren auf Verinnerlichung der Religion abzielenden Bestrebungen sind sie auch in der Pädagogik Gegner der Jesuiten. Dieser Gegensatz kommt zum Ausdruck in dem pietistischen, ja asketischen Zuge, den die Erziehung der Jansenisten aufweist; er zeigt sich vor allem auch darin, daß sie, an Descartes anknüpfend, das Moment des Selbstfindens betonen und an Stelle der einseitigen Gedächtniskultur die Erziehung zur Urteilsfähigkeit und Urteilssicherheit setzen. Als ein Ausfluß kartesianischen Geistes kann auch der realistische Zug angesprochen werden, der mit dem in Port Royal gepflegten Pietismus nicht in Widerstreit gerät. Wenn nun auch zuzugeben ist, daß die in den Schulen der Jansenisten herrschende klösterliche Eingezogenheit und der hier und da zutage tretende weltfeindliche Geist nicht

---

[1]) *David Strauß*, Voltaire (ed. *Kröner*), S. 9.
[2]) Zitiert bei *Hettner*, II, 372.

dem Erziehungsideale entsprach,[1]) so dürfen doch die Verdienste um den Unterricht nicht unterschätzt werden. Wir können Sallwürk nicht zustimmen, wenn er über die Pflege der Wissenschaft bei den Jansenisten wie folgt urteilt:[2]) »Die Wissenschaft galt nicht um ihrer selbst willen, sondern nur als Stoff zur Bildung der Vernunft, und dieser Rationalismus hat wieder nur religiösen Zweck. Es ist kaum denkbar, daß bei weiterer Entwicklung der jansenistischen Schulen diese Grundsätze nicht allmählich zur Geringschätzung der wissenschaftlichen Bildung geführt hätten.«

Der Abbé de St. P. hat in keinem seiner pädagogischen Aufsätze zu den Erziehungs- und Lehrsystemen der genannten Gesellschaften entschieden und klar Stellung genommen. Wenn er zu den Jesuiten schon durch seine anti-humanistischen Tendenzen in stärkerem Gegensatz zu stehen scheint als zu den Jansenisten, mit denen ihn die Anerkennung der kartesianischen Philosophie verbindet, so darf doch nicht übersehen werden, daß er sich durch seinen rationalistischen Gottesbegriff, durch seine Abkehr von allem Mystischen gerade von ihnen viel weiter entfernt. Als Verkünder der Aufklärungsideen hat er zu den genannten pädagogischen Systemen überhaupt kein tieferes und inneres Verhältnis; die Beziehungen im besonderen aufzuzeigen, wird im folgenden bei den einzelnen pädagogischen Problemen Gelegenheit gegeben sein.

C. Saint-Pierres pädagogische Schriften.

Die Ansichten St. P.s über Erziehung und Unterricht sind in den folgenden Abhandlungen niedergelegt.

1. Projet pour perfectionner l'Education. — Oeuvr. div. I.

---

[1]) Man lese nach, wie *d'Alembert* in dem Artikel »Collège« in der Enzyklopädie über seine Erziehung bei den »finsteren Jansenisten« urteilt.

[2]) In *Schmid*, Geschichte der Erziehung, IV[1], 494.

2. Projet pour perfectionner l'Education domestique des Princes et des Grands Seigneurs. — Oeuvr. div. II.
3. Projet pour perfectionner l'Education des Filles. — Oeuvr. div. II.
4. Observations sur le dessein d'établir un Bureau perpétuel pour l'Education publique. — Oeuvr. div. II.
5. Projet pour multiplier des Collèges des Filles. — Ouvr. IV.
6. Plan d'Education des Dauphins. — Ouvr. VI.
7. Sur l'Education Domestique du Dauphin. — Ouvr. VI.
8. Aus den »Observations sur le Ministère de l'Intérieur«:
   a) Multiplier dans les campagnes les Maîtres.
   b) Addition aux Traités de l'Education.
   c) Ce que peut faire le Ministre pour . . . perfectionner l'Education des Filles. — Ouvr. VII.
9. Questions sur l'Education des Collèges. — Ouvr. X.
10. Discours pour perfectionner l'Education dans les Pensions. — Ouvr. XIV.
11. Avantages de l'Education des Collèges sur l'Education domestique. — Ouvr. XV.
12. Collèges des Bénédictins. — Ouvr. XV.
13. Sur l'Education des Enfants dans les Pensions. — Ouvr. XV.
14. Réflexions sur l'Education. — Ouvr. XVI.

2. Kapitel.

Vorbedingungen für das Erziehungswerk.

A. Erkenntnis der Möglichkeit und Wichtigkeit der Erziehung.

Wer wie St. P. die festbegründete Überzeugung hat, daß der Siegeszug der Vernunft unaufhaltsam ist und die Menschheit sich nach dem goldenen Zeitalter hin bewegt, der muß auch den Glauben an die Möglichkeit der Erziehung in sich tragen. Hören wir, wie der Abbé sich hierüber äußert: »Es ist die verschieden geartete

Pflege der Tugenden und Kenntnisse, die zwischen zwei Menschen, die doch mit gleichen Organen geboren werden, jenen außerordentlichen Unterschied im Charakter (mérite) und in den Fähigkeiten (talents) bewirkt, die den einen zum großen Manne und seinen einstigen Kameraden zum Durchschnittsmenschen werden läßt.« [1]) Diese Stelle ist nach mehreren Stellen hin interessant. Zunächst geht daraus klar hervor, daß sich St. P. zu der Ansicht von der Allmacht der Erziehung bekennt, wie sie nach ihm mit gleicher Entschiedenheit nur noch Helvetius in seinem pädagogischen Hauptwerke vertreten hat. [2]) Dann muß hervorgehoben werden, daß in jenen Worten ausdrücklich die Möglichkeit der sittlichen Erziehung eingeschlossen ist. Man erkennt sofort, daß diese Annahme auf dem Intellektualismus der St. P.schen Ethik beruht, in der Auffassung, daß der Wille durch Belehrung unmittelbar auf sittliche Zwecke gerichtet werden könne. Endlich sind die Worte von Bedeutung, weil St. P. darin nicht nur die Gleichheit einer allgemein menschlichen Veranlagung, sondern sogar einer individuellen Begabung vorauszusetzen scheint.

Da die Erziehung so Großes leisten kann, ist sie von höchster Bedeutung sowohl für das Individuum als auch für die Menschheit in ihrer Gesamtheit. Sie verschafft jedem einzelnen das hohe Gut der Vernunft, durch deren Besitz auch der Mensch wahrhaft glücklich wird, der materielle Güter nicht sein eigen nennen kann. [3]) Die Gesellschaft wiederum hat ein hohes Interesse an der Erziehung der Jugend, da die Menschen die Gewohnheiten, die sie bis zum siebzehnten oder achtzehnten Jahre angenommen haben, im wesentlichen beibehalten. »Die Erziehung der Jugend ist in den christlichen Staaten eine bedeutsame Angelegenheit«, sagt der Abbé gleich

---

[1]) Ouvr. XI, 267.

[2]) *Helvetius*, De l'homme, de ses facultés et de son éducation (1771

[3]) Ouvr. VII, 68.

in der Vorrede seines Hauptwerkes,[1]) und er leitet aus dieser Anschauung die Pflicht der Regierung und des Herrschers ab, für Gründung und Erhaltung von Erziehungsanstalten Sorge zu tragen. Für den Fürsten ist nach Ansicht St. P.s die Gründung von Schulen der schönste Ruhmestitel.[2]) Freilich erheischen gute Schulen — und nur um solche kann es sich handeln — materielle Opfer. Aber eine kluge Regierung wird sich der Einsicht nicht verschließen, daß diese Ausgaben notwendig sind, ja daß sie zu den wichtigsten gehören, die für die Wohlfahrt des Staates aufgebracht werden können.[3]) Der Abbé will an seinem Teile dazu beitragen, die Einsicht in die Macht und Notwendigkeit der Erziehung in den maßgebenden Kreisen zu verbreiten.

B. Erziehung in sozialer Gemeinschaft.

Am Schlusse des vorigen Abschnittes ist bereits angedeutet, daß St. P. das Erziehungswerk in erster Linie den Schulen, und zwar den öffentlichen Schulen überträgt. Die Empfehlung der Schul- bezw. Internatserziehung geschieht in bewußtem Widerspruch gegen die Haus- und Privaterziehung seiner Zeit. Dieser Widerspruch ist begreiflich, wenn man erwägt, daß ein geordnetes Familienleben besonders in den vornehmeren Ständen zu den Ausnahmen gehörte. Die Kinder waren der Obhut von meist gewissenlosen Dienstboten anvertraut, die oft genug einen ungünstigen Einfluß auf ihre Pflegebefohlenen ausübten. St. P. spricht von »domestiques . . . souvent fourbes, flatteurs, menteurs, sans probité, sans honneur, vindicatifs. . . .«[4]) Und wie wenig die Mütter selbst Vertrauen verdienten, geht aus den Worten Fénelons hervor, die er an eine Dame richtet. Es heißt da: »Ich schätze die Erziehung der guten Klöster sehr; aber ich rechne noch

[1]) Oeuvr. div. I, Préface.

[2]) Ibid. 198. »Il n'y a guère d'ouvrages à faire qui puissent plus contribuer à rendre son non glorieux dans la postérité.«

[3]) Oeuvr. div. I, 200. — [4]) Ouvr. XV, 272.

mehr auf die einer guten Mutter, wenn diese derselben sich ungehindert widmen kann. Ich ziehe daher den Schluß, daß Ihre Tochter bei Ihnen besser aufgehoben ist als in dem besten Kloster, das Sie wählen könnten. Aber es gibt wenig Mütter, denen man einen solchen Rat erteilen dürfte.« Nachdem er dann die Warnung ausgesprochen hat, die Kinder nicht gewissenlosen Dienstboten zu übergeben, fährt er fort: »Ich gestehe, daß die Erziehung der mittelmäßigen Klöster (sonst) besser wäre als die häusliche Erziehung.« [1]) Auch Rousseau hat später auf die Gefahren der damals üblichen Familienerziehung hingewiesen. Aber während er den Zögling unter die Leitung eines Hofmeisters und Privaterziehers stellt, vertritt St. P. die Meinung, daß die Erziehung in einer größeren Gemeinschaft erfolgen müsse. Gegen die Privaterziehung wendet er ein, daß der Hauslehrer meist als ein Neuling in sein Amt trete, weder genügende methodische Erfahrungen und psychologische Kenntnisse habe, noch den Vorteil genieße, von älteren Amtsgenossen lernen zu können. [2]) St. P. unterläßt es aber nicht, in gründlichster Weise auch die andern Vorteile darzulegen, die die Erziehung in einer vom Elternhause isolierten sozialen Gemeinschaft (Schule, Internat, Pension) bietet. In seiner ersten pädagogischen Schrift führt er nicht weniger als zwölf Vorzüge an, die er in den Ratschlägen für die Pensionsvorsteher sogar auf sechzehn erweitert. Wenn wir diese lange Reihe der angeführten Gründe, in der sich wie immer bei St. P. Wichtiges mit Belanglosem mischt, nach inneren Gesichtspunkten ordnen, so dürfte sich die große Zahl auf drei Hauptgründe zurückführen lassen. Die Gemeinschaftserziehung empfiehlt sich 1. weil der Unterrichtbetrieb leichter ist und Lehrern sowie Schülern größere Annehmlichkeiten bietet. In allen Unterrichtsfächern sind häufige Wiederholungen nötig.

---

[1]) *Fénelon*, »Rat an eine Dame«. Zit. bei *Sallwürk*, 193.
[2]) Oeuvr. div. I, 71f. und Ouvr. XV, 276.

Bei Vorhandensein einer größeren Zahl von Schülern verteilen sich die Übungen und können, ohne den einzelnen zu sehr zu ermüden, viel reichlicher auftreten.[1]) Auch der Schüler, der nicht antwortet, profitiert von den Antworten anderer und den Berichtigungen des Lehrers.[2]) Ferner erweckt das Zusammensein mit mehreren Kameraden die Lust zum Spiel, und das Turnen (exercices corporels) kann erst in einer Gemeinschaft ordentlich betrieben werden.[3]) Der Abbé vergißt nicht zu bemerken, daß der Verkehr mit Kameraden Anlaß gibt, über die Studien Diskussionen zu führen. Er weiß aus eigener Erfahrung, daß ein solcher Meinungsaustausch den Geist schärft und daß erst ein Wissen, das man im Streite der Meinungen gelernt oder verteidigt hat, zum festen Besitz wird.[4]) 2. Eine zweite Reihe von Gründen läßt sich unter dem Gesichtspunkte zusammenfassen, daß die Erziehung in einer Gemeinschaft dem Lehrer Erziehungsmittel an die Hand gibt, auf die die Einzelerziehung verzichten muß. Jeder einzelne Schüler hat nämlich einen Maßstab in den Leistungen und dem Verhalten seiner Kameraden, so daß ein frischer und gesunder Wetteifer sich einstellt.[5]) Das Lob, das seine Mitschüler erhalten, wird ihm ein Ansporn zur Nacheiferung sein, und andererseits wird die Bestrafung eines Schülers eine abschreckende Wirkung haben.[6]) 3. Die höchste Bedeutung der Gemeinschaftserziehung liegt aber darin, daß sie in den Schülern ein Gemeinschaftsgefühl entwickelt und Eigenschaften des Charakters zur Entfaltung kommen läßt, die ihn zum brauchbaren Gliede der menschlichen Gesellschaft machen. Vor allem werden die Härten und Ecken des einzelnen abgeschliffen. »In der Schule, sagt der Abbé, korrigieren und glätten sich die Zöglinge täglich in ihrem gegenseitigen Verkehr, so wie sich etwa

---

[1]) Ouvr. XV, 273. — [2]) Ouvr. XV, 274. — [3]) Oeuvr. div. I, 72; Ouvr. XV, 278. — [4]) Oeuvr. div. I, 77. — [5]) Ouvr. XV, 265. — [6]) Oeuvr. div. I, 72 f. und 75 f.

die scharfrandigen Kieselsteine im Meere durch unaufhörliches Aneinanderreiben glätten und runden.«[1]) Die Tugenden des Rechttuns und Wohltuns, Sanftmut, Milde und gegenseitiges Verzeihen, können in einer größeren Gemeinschaft am besten gepflegt werden.[2]) Die Disziplin, der sich die Schüler unterwerfen, und die mancherlei Entbehrungen, die sie auf sich nehmen müssen, sind gleichfalls eine gute Vorbereitung für das Leben.[3]) Ganz besonders günstig ist der Einfluß der Anstaltserziehung für Kinder aus vornehmen Familien. Die Nötigung, mit Kameraden geringerer Herkunft wie in einer Familie zusammenzuleben, bringt sie zu der heilsamen Einsicht, daß nicht die vornehme Geburt, sondern einzig und allein das persönliche Verdienst bei der Bewertung den Ausschlag gibt.[4]) Mit dieser Auffassung steht im Einklange der Vorschlag, daß die Schüler einer Anstalt gleiche Kleidung tragen möchten, weil dadurch die Unterschiede, die auf Reichtum und Rang sich gründen, verschwinden und die Schüler noch mehr veranlaßt werden, sich durch Vorzüge des Geistes und Herzens Auszeichnung zu erringen.[5])

Sollen aber die Wirkungen, die die Erziehung in einer Schulgemeinschaft haben kann, zur vollen Geltung kommen, so ist es nötig, daß die Schüler dauernd unter diesem erziehlichen Einflusse stehen. Es soll nicht vorkommen, daß ein ganzer Tag ohne irgendwelche Übungen — das Wort allerdings in weitestem Sinne gefaßt — vergeht; daher wünscht St. P., daß auch die Ferien wegfallen, die den sechsten Teil der Schulzeit ausmachen.[6]) Zu dieser übrigens schon von den Jesuiten aufgestellten Forderung[7]) veranlaßt ihn wiederum die Befürchtung,

---

[1]) Oeuvr. div. I, 80. — [2]) Ouvr. XV, 266 ff. — [3]) Ouvr. XV, 275. — [4]) Ouvr. XV, 279. — [5]) Oeuvr. div. I, 184 und Ouvr. VII, 222 f.

[6]) Oeuvr. div. I, 133. Auf die Lehrer dehnt St. P. dieses Ferienverbot nicht aus. Durch Anstellung von Vikaren soll ihnen die notwendige Erholungszeit ermöglicht werden.

[7]) Ratio stud. 2, 180.

daß die Schüler während der freien Zeit in der Umgebung »sittlich minderwertiger Leute (gens pleins de défauts)« verbringen, »daß sie angefüllt werden mit falschen und gefährlichen Grundsätzen und schlechte Gewohnheiten annehmen«, die das erfolgreich begonnene Erziehungswerk hemmen oder zerstören.[1])

Hinsichtlich der äußeren Gliederung der Knabenschulen knüpft St. P. an die bestehenden Verhältnisse an, geht aber in manchen Punkten wesentlich über sie hinaus. Mit sieben Jahren tritt der Knabe in das »collège« ein, und es wird dabei vorausgesetzt, daß er bereits einige Übung im Lesen und Schreiben hat. Er durchläuft nun neun Klassen, in denen er, wie noch zu zeigen sein wird, ein enzyklopädisches Wissen (les idées générales nécessaires dans toutes les professions) sich aneignen soll.[2]) An diese der Allgemeinbildung dienenden Schule schließen sich fünf Sonderklassen an, die die spezielle Berufsbildung zu übernehmen haben. Der Unterricht umfaßt hier a) Handel und Finanzwesen, b) Kenntnis der Gesetze, c) Kriegswesen einschließlich Schiffahrt und Befestigungswerke, d) theologische Kenntnisse, e) Medizin (einschließlich Anatomie, Chemie und Botanik).[3]) Erst durch Anfügung der auf gemeinsamem Unterbau sich erhebenden Sonderklassen wird die Schule zu einer Vollanstalt (collège complet). Die Teilung der Arbeitszeit in Klassenunterricht, der durch den Klassenlehrer (précepteur oder régent) erteilt wird, und Einprägung in kleinen Zirkeln (chambre) unter Leitung des Präfekten (préfet oder répétiteur) weicht von den bestehenden Verhältnissen nicht ab und ist bekanntlich auch jetzt noch in den höheren Schulen Frankreichs beibehalten.

---

[1]) Ouvr. VI, 213.

[2]) Oeuvr. div. I, 144. — An anderer Stelle spricht St. P. davon, daß bereits nach acht Jahren die Gabelung eintreten soll. cf. Oeuvr. div. I, 68f.

[3]) Oeuvr. div. I, 154f.

Wir können also feststellen, daß St. P. auf Grund seiner altruistisch und sozial orientierten Ethik die Erziehung in die Gemeinschaft als die allein richtige empfiehlt, weil die Schülergemeinschaft ein Abbild des Lebens selbst ist und nur auf dem Boden dieser Gemeinschaft die von ihm für wertvoll gehaltenen Seiten des sittlichen Verhaltens emporwachsen können. Bei der Beurteilung der Gründe, die St. P. zugunsten der Schulerziehung anführt, muß zugegeben werden, daß er ihre Vorzüge, besonders die suggestiven Wirkungen, die von ihr ausgehen, sehr gut erkannt hat. Die befremdliche Tatsache, daß durch solche Erziehung der Knabe vollständig von der Familie gelöst wird und die Rechte und Pflichten der Eltern völlig ignoriert werden, durfte als eine durch die trüben gesellschaftlichen Zustände erklärliche Maßregel milder beurteilt werden. Auch Rousseaus Emil ist von der Familie isoliert, und der Einfluß der Eltern auf die Erziehung ihres Kindes hat nur in der Wahl des Hofmeisters bestanden.[1])

C. Überwachung der Erziehung.

Im Interesse einer dem Staatswohl förderlichen Entwicklung des Schulwesens hält es St. P. für dringend nötig, daß die Regierung eine oberste Instanz für die Erziehungsangelegenheiten einsetzt.[2]) Diesem unter dem Minister des Innern stehenden »Oberschulkollegium« (bureau oder conseil pour l'éducation), das aus zehn bis zwölf Mitgliedern bestehen soll, weist St. P. eine ganze Reihe bedeutungsvoller Aufgaben zu.[3]) Die wichtigste ist, für alle höheren Schulen des Landes allgemeine päda-

---

[1]) Der Erzieher Emils kann daher mit Recht sagen: ». . . en me confiant son fils, il me cède sa place, il substitue mon droit au sien, c'est moi qui suis le vrai père d'Emile, c'est moi qui l'ai fait homme . . .« Rouss. Oeuvr. II, 378.

[2]) Oeuvr. div. II, 192ff.

[3]) cf. zu dem folgenden Oeuvr. div. I, 88ff. und Ouvr. VII, 223ff.

gogische Grundsätze, sowie Lehr- und Studienpläne für die einzelnen Unterrichtsgegenstände aufzustellen und zur Durchführung zu bringen. Bei der Festsetzung dieser Pläne und Statuten soll aber nicht über die Köpfe der Lehrenden hinweg beschlossen werden, diese letzteren sollen vielmehr zur Mitwirkung herangezogen werden. Dies geschieht dadurch, daß die Lehrer, die auf eine längere Erfahrung zurückblicken können, ihre Vorschläge dem Direktor der Schule einreichen, der sie nach Durchsicht und Prüfung an die Zentralbehörde gelangen läßt. Nach Einführung des neuen Erziehungs- und Unterrichtsplanes darf aber die Erörterung über Veränderungen und Verbesserungen nicht abgeschnitten sein. Auch dann noch soll die Möglichkeit gegeben sein, daß Berichte über Erfahrungen und Reformvorschläge von den Lehrenden der Schulbehörde unterbreitet werden. Um mit den Lehrern in steter Fühlung zu bleiben und das Interesse an pädagogischen Fragen stets wach zu erhalten, möge das Oberschulkollegium es als seine Pflicht betrachten, Sonderkonferenzen zu veranlassen, zu denen solche Schulmänner geladen werden sollen, die in einer pädagogischen Angelegenheit brauchbare Vorschläge gemacht haben.

Der Zentralbehörde liegt als weitere wichtige Aufgabe ob, Lehr- und Schulbücher zu verfassen oder von geeigneten Männern verfassen zu lassen, sowie an ihrer steten Vervollkommnung zu arbeiten.

Außer der Sorge, die Schulen jederzeit mit den nötigen Mitteln auszurüsten, soll die Schulbehörde besonders verdienten Lehrern Auszeichnungen gewähren. Als Erfinder des »scrutin perfectionné« wünscht der Abbé selbstverständlich auch hier, daß die Vorschläge für die Auszeichnungen von der Gesamtheit der Beteiligten ausgehen sollen. Der Grund, den St. P. für die Notwendigkeit solcher Belohnungen anführt, steht in Übereinstimmung mit seiner geringen Schätzung des Pflichtgefühls. »Der tätige und feurige Eifer, sagt er, erlahmt bald, die Geister werden träge und bequem, wenn der Faule in gleicher

Weise belohnt wird, wie der Arbeitsame, das große Genie ebenso wie der Mittelmäßige.« [1])

Die besten Pläne der Erziehungsbehörde können jedoch nicht zur vollen Wirksamkeit kommen, wenn es an tüchtigen Erzieherpersönlichkeiten mangelt. Es fehlen nun bei St. P. gelegentliche Hinweise auf die Schwierigkeit des Lehrerberufs durchaus nicht. So heißt es an einer Stelle: »Unzählige Hammerschläge . . . sind nötig, ehe sich unter den Händen eines Goldschmieds ein goldenes oder silbernes Gefäß gestaltet, aber er hat wenigstens die tröstliche Gewißheit, am Ende einer Stunde oder eines Tages ein fertiges Werk (effet visible) vor sich zu sehen — der Lehrer dagegen kann diesen tröstlichen Gedanken bei seiner Arbeit nicht haben.« [2]) Auch die Meinung tritt vorübergehend auf, daß für eine so wichtige und folgenreiche Tätigkeit, wie es die Erziehung ist, Persönlichkeiten mit besonderer Befähigung erforderlich sind. Hohe geistige Gaben, Anpassungsfähigkeit und Geduld setzt er wenigstens beim Erzieher des Prinzen voraus. [3])

Aber immerhin sind das nur beiläufige Bemerkungen. Im allgemeinen ist St. P. viel zu sehr von seinem Rationalismus beherrscht, als daß er der Trefflichkeit der Methode nicht die Haupterfolge zutrauen sollte. Sind von der Zentralbehörde einmal die speziellen Lehrpläne aufgestellt und gute Schulbücher abgefaßt worden, so kann auch ein »mittelmäßiger Geist« mit der nötigen »Routine« diesen Vorschriften folgen und gute Resultate erzielen. [4])

Man wird nicht leugnen können, daß mit der Forderung St. P.s, das Unterrichtswesen einer zentralen Behörde zu unterstellen, ein bedeutsamer Gedanke ausgesprochen ist. Fehlt zwar auch noch eine genauere Angabe über das Verhältnis dieser Behörde zu den staatlichen Organen, so ist doch überhaupt zum ersten Male

---

[1]) Oeuvr. div. I, 224. — [2]) Ouvr. div. I, 50. — [3]) Ouvr. VI, 137. — [4]) Oeuvr. div. 239.

auf die Notwendigkeit einer Überwachung hingewiesen, mit deren Durchführung der Selbstherrlichkeit einer völlig unkontrollierten Erziehung, wie sie die kirchlichen Orden übten, ein Ende bereitet worden wäre. Daß St. P. trotzdem den Unterricht noch in den Händen geistlicher Lehrer läßt, darf nicht wunder nehmen. Welche anderen Lehrkräfte hätte er beim vollständigen Mangel eines weltlichen Lehrerstandes in Vorschlag bringen sollen? Und einen solchen Lehrerstand jetzt zu fordern, wäre wohl durchaus verfrüht gewesen; für diese Forderung war ja die Zeit noch nicht einmal ein volles Menschenalter später reif. Die Geschichte der Pädagogik lehrt, daß selbst die Bemühungen Diderots, La Chalotais' und Condorcets nicht von dauerndem Erfolg begleitet gewesen sind. Es hat eines Kampfes bedurft, der beinahe das ganze 19. Jahrhundert ausfüllt, ehe die Schule Frankreichs den Kongregationen entrissen worden ist; und noch heute zittern die Bewegungen dieses Kampfes nach.

Die von St. P. vertretene Meinung, daß die Institution einer Erziehungsbehörde, welche Lehrpläne entwirft und Lehrmittel veröffentlicht, an sich schon die Erfolge des Unterrichts verbürgt, wird solange eine gewisee Berechtigung behalten, als es einen pädagogisch gebildeten Lehrerstand nicht gibt, und solange man den Lehrer nicht als frei schaffenden Künstler am Werke der Menschenbildung, sondern als mechanisch arbeitenden Übermittler des Buchinhalts an den Schüler betrachtet. Diese irrtümliche Auffassung teilt unter den Nachfolgern St. P.s auffälligerweise auch noch der sich sonst durch fortschrittliche Ideen auszeichnende La Chalotais.[1]) Daß auch heute noch im französischen Unterrichtsbetriebe etwas von dieser Auffassung zu spüren hat, kann nicht bestritten werden.

Auf der anderen Seite muß anerkannt werden, daß St. P. doch schon den wirklich fähigen Elementen der

---

[1]) *Künold*, C. de la Chalotais.

Lehrerschaft eine Mitarbeit an der Schulorganisation und an der Verbesserung der Unterrichtsmethode einräumt und daß er von der Wichtigkeit eines regen Gedankenaustausches unter den Lehrenden überzeugt ist.

D. Erkenntnis des Erziehungszieles.

Es ist nur eine Konsequenz seiner eudämonistischen und utilitaristischen Ethik, wenn St. P. der Erziehung im allgemeinen das Ziel setzt, das Glück des Menschen zu erstreben und zwar ebenso das Glück des Individuums als das der Gesellschaft.[1])

Bei der konkreten Darlegung und Gliederung stellt der Abbé fünf Teilziele auf:

1. Die Erziehung zur Klugheit (prudence),
2. Die Erziehung zum Rechttun (justice),
3. Die Erziehung zur werktätigen Nächstenliebe (bienfaisance),
4. Die Gewöhnung an klares Denken und richtiges Urteilen (justesse de l'esprit und discernement de la vérité),
5. Die Bildung und Übung des Gedächtnisses (mémoire).

Es wird sich aus dieser gewiß nicht logischen Koordination leicht eine doppelte Zielsetzung ergeben: 1. die Erziehung des Willens zum sittlichen Handeln, 2. die intellektuelle Erziehung durch Bildung des Denkens und Übung des Gedächtnisses.

Von beiden Seiten der Erziehung erkennt der Abbé der moralischen Bildung den höheren Wert zu. In ihrer Vernachlässigung sieht er den schwersten Fehler der bisherigen Erziehung. Daher seine Klage: Die jungen Leute, die das Kolleg verlassen, seien zwar überaus gescheit (clairvoyant) und hüten sich peinlich vor jedem grammatischen Schnitzer (solécisme), aber sie begehen, ohne sich dessen bewußt zu sein, kleine und große Ungerechtigkeiten aller Art, ohne daß sie daran dächten,

---

[1]) Oeuvr. div. I, 200.

sie wieder gut zu machen und sich selbst zu bessern.[1]) »Und doch ist es, heißt es an anderer Stelle, für den werdenden Menschen wichtiger, daß er in den zehn Jahren seiner Erziehung gute Charaktereigenschaften erwerbe, um ein nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Nächstenliebe handelnder Sohn, Bruder, Gatte, Herr, Vorgesetzter, Untergebener, Nachbar und Bürger zu werden, als daß er viel Kenntnisse und Fähigkeiten sich aneigne, die ihm höchstens einen höheren äußeren Rang verleihen.«[2]) Mit dieser Auffassung stimmt auch das folgende Wort überein: »In den Schulen sollen nicht lasterhafte Gelehrte gebildet werden, die ungeduldig, aufsässig, streitsüchtig sind, sondern tugendhafte, d. h. gerechte, milde, friedfertige, tolerante, barmherzige Bürger«.[3])

Die angeführten Worte lassen schon erkennen, daß St. P. der Pflege der sozialen Tugenden einen besonders weiten Raum gewährt. Denn für Familie, Beruf, Gesellschaft und Staat ist der Zögling einst bestimmt. Unsere Kenntnis der Ethik St. P.s muß uns ohne weiteres erwarten lassen, daß ihm die Erziehung zu den beiden Haupttugenden — justice und bienfaisance — ganz besonders am Herzen liegt. Und so heißt es denn auch an einer Stelle: »Der Zögling soll erkennen, daß die genau und allgemein geübte Rechtlichkeit und Billigkeit aller Bürger die Grundlage für das Glück der menschlichen Gesellschaft ist.«[4]) »Und er soll ferner erfahren, daß noch höheren Wert die im Wohltun sich äußernde, auf die Vermehrung fremden Glückes zielende Liebe besitzt.«[5]) Worin sich die einzelnen Seiten der bienfaisance äußern, ist bereits bei der Darlegung der ethischen Anschauungen gezeigt worden, so daß sich hier ein Eingehen darauf erübrigt.[6]) Es erscheint dem Abbé besonders wichtig, aus den beiden

---

[1]) Oeuvr. div. I, 14. — [2]) Oeuvr. div. I, 70; cf. auch Ouvr. XIV, 35. — [3]) Ouvr. XVI, 16. — [4]) Oeuvr. div. I, 18. — [5]) Oeuvr. div. I, 253. — [6]) cf. S. 29ff. dieser Arbeit.

Haupttugenden das richtige weltmännische Verhalten der Zöglinge abzuleiten. Denn in der Welt, in der Gesellschaft sollen sich später seine Zöglinge bewegen; er wünscht nicht, daß sie dort, wie es später Rousseau will, »liebenswürdige Fremdlinge« bleiben. Daß der gesellschaftliche Verkehr in erster Linie Höflichkeit, Bescheidenheit, Zuvorkommenheit und schonende Rücksichtnahme erfordert, ist uns ebenfalls aus den ethischen Anschauungen St. P.s bekannt. Eine Erweiterung des Erziehungszieles, die mit der politischen Tätigkeit des Abbé durchaus in Einklang steht, findet sich in der Forderung, daß die Schüler für die Aufgaben des Staates, für die politischen und wirtschaftlichen Angelegenheiten interessiert werden.

Hat die sittliche Erziehung das Ziel, die altruistische und soziale Gesinnung im Zöglinge zu entfalten, so soll sie doch auch andererseits den individuellen Menschen berücksichtigen, der durchaus ein Recht hat, auch nach seiner eigenen Glückseligkeit zu streben. Um aber zu erkennen, was zum wirklichen und dauernden Glücke dient, bedarf es einer Eigenschaft, auf die St. P. ein besonderes Gewicht legt — der prudence. Wir sind diesem Begriffe bereits in der Moralphilosophie des Abbé begegnet und haben ihn dort kurz erklärt.[1]) Da St. P. aber die prudence, wie wir gesehen haben, als ein Hauptziel der Erziehung aufstellt, so erscheint es nötig, noch etwas bei diesem Ausdrucke zu verweilen. Bei der wenig präzisen Ausdrucksweise St. P.s ist es nicht ganz leicht, seinen Inhalt klar zu erfassen. Die Definitionen sind nicht übereinstimmend. An einer Stelle wird prudence gleichgesetzt mit erleuchteter Intelligenz und mit Vernunft,[2]) nachdem sie kurz vorher als richtig gelenkte Eigenliebe (amour propre bien dirigé) definiert worden war.[3]) Fassen wir beides zusammen, so dürfen wir den Begriff prudence etwa als das vernunftgeleitete Streben

[1]) cf. S. 24 dieser Arbeit. — [2]) Oeuvr. div. I. 232. — [3]) Oeuvr. div. I, 228.

nach eigener Glückseligkeit deuten, ein Streben, das im Gegensatz zu jedem nur auf augenblicklichen Genuß und vorübergehende Lust gerichteten blinden Triebe steht.[1]) Als ein Sonderziel der Erziehung werden wir die prudence nicht gelten lassen; die Ausbildung dieser Eigenschaft ist vielmehr ein Teil der Willens- und Verstandesbildung. Es sei noch erwähnt, daß St. P. als Tugenden, die zur Förderung des individuellen Glückes notwendig sind, Fleiß, Beharrlichkeit und eine sich im Ertragen von Schmerzen und körperlichen Anstrengungen äußernde Stärke fordert.[2])

Neben die Charakterbildung rückt — aber eben in zweiter Linie — die intellektuelle Bildung. Bei dieser steht obenan die Ausbildung des Denkens und des Urteils, der mehr Sorgfalt gewidmet werden soll als der Pflege des Gedächtnisses. Daß St. P. mit dieser Bewertung der bei den Jesuiten herrschenden Praxis entgegensteht, gibt er zu. »Es ist wertvoller, zu vernünftigem Denken erzogen zu sein, als eine große Reihe von geographischen und chronologischen, lateinischen und anderen sprachlichen Kenntnissen zu besitzen. Ich weiß sehr wohl, daß diese Meinung im Widerspruch steht mit der in unseren Schulen geübten Praxis, ... sie ist nichtsdestoweniger vernünftig.«[3]) Diese Auflehnung gegen das Stoffprinzip, das zu einer übermäßigen Belastung des Gedächtnisses führen mußte und tatsächlich geführt hat, würde noch wertvoller sein, wenn sich St. P. über das Verhältnis zwischen Unterricht und Gedächtnis nicht in einem Irrtume befände. Doch wird diese Frage unter dem Kapitel der intellektuellen Bildung noch zu erörtern sein.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß St. P., trotzdem er das Recht des Individuums nicht verkennt, bei Aufstellung seines Erziehungszieles ein Gleichgewicht zwischen individualistischer und sozialer Erziehung nicht

---

[1]) cf. hierzu Ouvr. X, 312. — [2]) Oeuvr. div. I, 55. — [3]) Ouvr. XIV, 43f.

herstellt. Der Mensch ist ihm in erster Linie Angehöriger einer Gemeinschaft, also der Teil eines Ganzen und muß für sie erzogen werden. Man vermißt den Hinweis, daß erst durch tüchtige Einzelpersönlichkeiten der Gesamtheit gedient ist. Von den großen Wertgebieten, die eine ideale Pädagogik pflegen wird, erscheinen in St. P.s Erziehungsplan nur zwei: das moralische und intellektuelle. Zwischen beiden besteht aber nicht das Verhältnis der Koordination, vielmehr rückt die sittliche Bildung in das Zentrum und die intellektuelle erscheint als die minder wichtige.[1]) So wirkt also der Ethizismus, der sich schon in St. P.s Stellung zur Geschichte und Dichtung geltend machte, auch in seinen pädagogischen Theorien. Die zwei anderen Wertgebiete, das religiöse und das ästhetische, fehlen bei der Aufstellung des Erziehungszieles vollständig. Wenn auch in der Praxis diese wertvollen Seiten des menschlichen Verhaltens nicht völlig übergangen werden, so darf doch aus dem Umstande, daß sie St. P. unter die moralische und intellektuelle Bildung mit einbezieht, geschlossen werden, daß seine Erziehung zu einer vollen harmonischen Menschlichkeit nicht führt. Die Einzelpersönlichkeit mit allen ihren Anlagen und Fähigkeiten kann bei der Herrschaft, die der Intellekt ausübt, nicht zur vollen Entfaltung kommen; auf diese Frage wird später noch einzugehen sein.

3. Kapitel.

Die erzieherische Tätigkeit.

A. Moralische Erziehung.

1. Die mittelbare Willensbildung.[2]) — Da der Abbé von der Lehrbarkeit der Tugend fest überzeugt

[1]) Damit wird an der Tatsache, daß auch die moralische Erziehung bei St. P. wesentlich auf intellektueller Grundlage ruht, nicht gerührt.

[2]) Obwohl St. P. diese der neueren pädagogischen Terminologie angehörenden Begriffe nicht gebraucht, empfiehlt sich ihre Anwendung im Interesse einer übersichtlicheren Darstellung.

ist, erhält die moralische Unterweisung in seinem Unterrichtsplane einen hervorragenden Platz. Diese ethische Belehrung scheint der Abbé zunächst in abstrakter Form bieten zu wollen. Die Zöglinge sollen die beiden Hauptmaximen, auf denen die Sittlichkeit beruht, mit dem Verstande erfassen. Dabei ist es die Aufgabe des Lehrers, ihnen alle die einzelnen Pflichten, die wie Strahlen von den beiden Haupttugenden ausgehen, nahezubringen.[1]) St. P. denkt an eine Art Moralkatechismus, »der eine ins einzelne gehende systematische Pflichtenlehre« enthält.[2]) An anderer Stelle wünscht er eine Verbesserung der kirchlichen Katechismen ebenfalls nach der Seite der praktischen Sittenlehre.[3])

St. P. ist jedoch überzeugt, daß ein abstrakter Moralunterricht, der nichts als eine Übersicht, ein System der Pflichten gibt, allein nicht ausreicht. Vielmehr entspricht der Anlage des kindlichen Geistes die Lektüre moralischer Erzählungen und für ein höheres Alter die Behandlung geschichtlicher Stoffe. Es ist freilich zu beklagen, daß an solchen Büchern noch großer Mangel ist; die Mehrzahl der »papiers bleus, contes de fées, contes arabes ou persans« geben nur falsche Vorstellungen von Tugenden und Lastern. Der Abbé hofft aber, daß von Moralphilosophen, die die Gabe haben, gut zu erzählen, eine Sammlung kleiner moralischer Erzählungen herausgegeben wird.[4]) Aus diesen Büchern sollen dann »zur Belohnung« jedesmal ein bis zwei Geschichten gelesen werden. Mit

---

[1]) Die Forderung, diese sittlichen Grundsätze zur Erleichterung der Einprägung in Versen zu reimen — der gute Abbé liefert selbst einige schlechte Proben — kann natürlich nicht ernst genommen werden. Dergleichen wunderliche Einfälle finden sich in den Werken des Abbé ja nicht selten. Es ist aber ungerecht, in dieser Forderung die Quintessenz von St. P.s Moralunterricht zu sehen, wie es Goumy, Compayré und Barni tun.

[2]) Il faut pour l'instruction de écolier lui faire lire une liste détaillés de chacun de ses devoirs exposés avec ordre . . . Oeuvr. div. I, 48.

[3]) Ouvr. XI, 29. — [4]) Oeuvr. div. I, 168.

dem Lesen ist es jedoch nicht genug. Daß eine stille Wirkung von dem Gehörten ausgehen könnte, hält der Abbé nicht für möglich. Denn es heißt weiter: »Daran sollen Betrachtungen angeknüpft werden, der Lehrer soll mit Begeisterung von den tugendhaften Handlungen, im Tone des Abscheues von den verwerflichen Taten sprechen; denn die Kinder verstehen den Ausdruck des Tones viel besser als die Bedeutung der Worte, die Stimme macht großen Eindruck auf sie.«[1]) Die letzten Worte können als Zeugnis angesehen werden, daß bei der Bildung des Willens nicht nur an die vernünftige Einsicht, sondern auch an das Gefühl appelliert wird. Freilich sind solche Hinweise nicht sehr häufig zu finden.

Für die Knaben, die das zwölfte Jahr überschritten haben, tritt an Stelle der Moralerzählungen die Geschichte als Lehrstoff für die sittliche Unterweisung. Am besten eignen sich hierzu die Lebensbeschreibungen geschichtlicher Helden. »Es gibt keine moralische Abhandlung, die man mit soviel Vergnügen und demzufolge mit soviel Nutzen liest als die gut geschriebene Biographie eines großen Mannes.«[2]) Nach dem schon vorhin gegebenen Rezept sollen auch an die Lektüre des Geschichtsabschnittes Erörterungen angeschlossen werden im Sinne einer ethischen Vertiefung des Gelesenen. Es empfiehlt sich, die Schüler besonders zur Betrachtung folgender Fragen anzuregen: Aus welchen Motiven heraus hat der Held gehandelt? Welche Schwierigkeiten galt es für ihn zu überwinden? Welche Charaktereigenschaften hat er zur Überwindung der Hindernisse ins Spiel treten lassen? Welchen Erfolg und welchen Nutzen hat sein Handeln gehabt? Welche Mängel treten an ihm hervor.[3]) Nachdem die Schüler mehrere Biographien durchgenommen haben, treten dann auch noch die Vergleichungen auf.

---

[1]) Oeuvr. div. I, 169. — [2]) Ouvr. IV, 174.
[3]) Oeuvr. div. I, 140 sowie Ouvr. XIV, 60 und Ouvr. E, 298ff.

Der Lehrer soll nicht versäumen, soweit es möglich ist, die persönliche Anteilnahme der Schüler zu erwecken, dadurch, daß er die Frage an sie richtet: Wie würdet ihr in dieser Lage gehandelt haben?[1]) Der Hinweis auf die Belohnungen, die der Held für seine Taten empfangen, mögen sie in äußerer Anerkennung oder im Ruhm der Nachwelt bestehen, soll nicht fehlen. Der Abbé wünscht, daß diese moralischen Reflexionen in das für die Schüler bestimmte geschichtliche Lesebuch hineingearbeitet werden, damit dieses eine »praktische und beständige Logik, eine praktische und immer interessante Sittenlehre und zugleich eine gute Darstellung historischer Tatsachen« werde.[2]) Da solche Geschichtsdarstellungen, wie sie zu wünschen sind, noch fehlen, so eröffnet sich für den moralphilosophischen Schriftsteller ein aussichtsreiches Wirkungsgebiet.[3])

Im Zusammenhang mit der sittlichen Belehrung steht noch eine wichtige Forderung St. P.s, die wohl Beachtung verdient. Er hält es für notwendig, daß die älteren Schüler mit der Wirklichkeit des Lebens, seinen Versuchungen und seiner Verderbtheit bekannt gemacht werden. Bekanntlich hat Herbart später die gleiche Forderung erhoben. »So äußerst notwendig es ist, sagt er in seiner ‚Allgemeinen Pädagogik', daß die Jugend nie gemein wird mit dem Schlechten, so braucht doch die Schonung des sittlichen Gefühls nicht soweit zu gehen, . . . daß die Menschen wie sie sind, den Jüngling noch befremden könnten. . . . Die Menschheit früh in ihren mannigfaltigen Gestalten erkannt zu haben, dies schafft ebenso wohl eine frühere Übung des sittlichen Blicks als eine köstliche Sicherheit vor gefährlichen Überraschungen.«[4])

---

[1]) Ouvr. XIV, 54. — [2]) Ouvr. X, 266.

[3]) Es ist eine Lieblingsidee des Abbé, daß Dichter und Philosoph sich in einer Person vereinigen. Von Fénelons Télémaque sagt er: »Il tient beaucoup d'excellent, parce qu'il y a beaucoup du bon philosophe . . . c'est un modèle excellent.« Ouvr. XII, 248.

[4]) *Herbart*, Pädagogische Schriften (Bibl. pädagog. Klassiker) I, 240.

Eine nachhaltige Wirkung verspricht sich St. P. davon, daß die moralischen Geschichten dialogisiert und in dramatischen Szenen (scènes vertueuses) dargestellt werden, da diese besonderen Eindruck auf den kindlichen Geist machen.[1]) Als eine solche Szene erwähnt er das Wiedersehen Josephs und seiner Brüder und die Versöhnung.[2])

Da aber diese kleinen szenischen Vorführungen das tugendhafte Verhalten nur im Bilde zeigen, der Schüler also nicht im Zweifel sein kann, daß diese Fälle nur »fictions« sind, so darf die Erziehung nicht verzichten, ihm auch Tatsachen aus der Wirklichkeit, dem realen Leben vorzuführen. Wenn z. B. bei Unterrichtsgängen den Schülern Beispiele menschlichen Unglücks entgegentreten, soll es der Lehrer nicht unterlassen, seine Zöglinge eindringlich darauf hinzuweisen, wie jene Unglücklichen durch Ungerechtigkeit anderer ins Elend gekommen sind.[3]) St. P. gibt zu dieser Anweisung keine nähere Ausführung, aber wenn man seine Äußerungen und Proteste gegen die Schäden der Regierung und die verheerenden Folgen des Krieges kennt, kann man wohl nicht im Zweifel sein, daß ihm als Objekte eines solchen Anschauungsunterrichtes verwüstete Fluren, von Rossen zerstampfte Felder, das Elend der Landbevölkerung vorgeschwebt haben. Wenn sich eine passende Gelegenheit bietet, die Folgen einer Ungerechtigkeit an einem seiner Zöglinge zu zeigen, so wird der Lehrer darauf erst recht nicht verzichten.

Auch der Anblick der Affekte und des Lasters soll den Schülern geboten werden. Nach dem Beispiel der Spartaner, die den betrunkenen Sklaven als abschreckendes Beispiel für ihre Kinder benutzten, möge der Lehrer seinen Schülern trunkene, zornige und wütende Menschen vorführen, damit sie den kläglichen Zustand solcher Menschen sehen, die die Herrschaft über ihre Vernunft

---

[1]) Oeuvr. div. I, 244. — [2]) Ouvr. XIV, 51. — [3]) Oeuvr. div. I, 47.

verloren haben.[1]) Noch weiter geht der Vorschlag, die Schüler an das Lager eines Menschen zu führen, der durch Unvorsichtigkeit, Unmäßigkeit usw. den Tod gefunden hat, und sie auf die Ursache des Todes hinzuweisen. St. P. ist überzeugt, daß sich solche Bilder tief einprägen werden, und erwartet dann heilsame Wirkungen für die Charakterbildung.[2]) »Solche Bilder, sagt er, würden unvergleichlich mehr Belehrung bieten als die schönsten Morallektionen über Zorn und Trunkenheit.«[3])

Hat sich St. P. mit diesem »moralischen Anschauungsunterricht« bereits etwas von seinem intellektualistischen Boden entfernt und dem Gefühl eine stärkere Mitwirkung bei der sittlichen Bildung eingeräumt, so geht er mit einem anderen Vorschlage noch einen Schritt weiter. Er ist fest überzeugt, daß die bisher vorgeschlagenen Erziehungsmittel den späteren Erfolg durchaus noch nicht verbürgen; erst wenn das Wissen schon in der Schulzeit, also in dem für die Erziehung günstigsten Alter, in Handeln umgesetzt und zur festen Gewohnheit geworden ist, wird sich der erwünschte Erfolg einstellen. Daher soll ein Teil der Unterrichtszeit zu praktischen Moralübungen verwendet werden.[4]) Die Klasse soll sich als eine sittliche Gemeinschaft fühlen, in der die Tugenden der Rechtlichkeit und der Nächstenliebe verwirklicht werden. Folgendes Beispiel mag zeigen, wie sich der Abbé die Ausführung dieses Gedankens vorstellt. Einem Schüler ist durch seinen Kameraden ein Unrecht zugefügt worden, und er bringt beim Lehrer seine Beschwerde vor. Ist sie ernstlicher Art, so sollen beide, der Beleidiger und der Beleidigte, im Beisein von

---

[1]) Oeuvr. div. I, 34.

[2]) Man wird sofort an jene Szene in Rousseaus »Emile« denken, in der geschildert wird, wie ein Vater seinen leichtsinnigen Sohn in das Krankenhaus führt, damit er durch den Anblick der ekelerregenden Leiden vor einem ausschweifenden Leben bewahrt bleibe. cf. *Rousseau*, Emile; livre 4.

[3]) Oeuvr. div. I, 35. — [4]) Oeuvr. div. I, 233.

mehreren, als Richter fungierenden Mitschülern einander gegenübergestellt werden. Der Beleidiger soll erklären, daß er eine Ungerechtigkeit begangen habe und daß es ihm schmerzen würde, wenn ein anderer gegen ihn in gleicher Weise handelte. Dann soll er das Versprechen ablegen, daß er sein Unrecht wieder gutmachen will. Hat so der Anklagte seine gute Gesinnung bewiesen, so kommt es dem Kläger zu, Edelmut zu zeigen. Er wird um Straflosigkeit für seinen Beleidiger bitten und erklären, ihm sein Unrecht nicht nachtragen zu wollen.[1])

Keine Gelegenheit soll der Lehrer vorübergehen lassen, von den Schülern die Anwendung aller der Vorschriften, die sie aus ihrem Moralkatechismus kennen, zu fordern: z. B. das Ertragen kleiner Beleidigungen, freundliches Verzeihen, Höflichkeit im gegenseitigen Verkehr, hilfreiche Unterstützung der Schwächeren.[2]) Auch die Wohltätigkeit soll praktisch geübt werden. Der Abbé hält es für empfehlenswert, den größeren Knaben (etwa vom 13. Jahre an) ein bestimmtes Taschengeld zu geben, von dem sie nicht nur einzelne Gebrauchsgegenstände beschaffen, sondern auch für die Zwecke der Wohltätigkeit einen bestimmten Teil übrig behalten sollen.[3])

St. P. ist sich wohl bewußt, daß diese dauernde sittliche Belehrung und Übung hohe Anforderungen an den Lehrer stellt; er erwähnt ausdrücklich, daß sich letzterer darauf ebenso wie auf den wissenschaftlichen Unterricht vorbereiten und nicht etwa alles von zufälligen Eingebungen erwarten soll.[4])

Da man von jeher dem Religionsunterrichte einen hohen Rang für die Charakterbildung eingeräumt hat, so drängt sich nun die Frage auf, welche Stellung St. P. der religiösen Unterweisung in seinem Lehrplane zuweist. Nach den uns bekannten Ansichten über Religion und

---

[1]) Oeuvr. div. I, 47f. — [2]) Oeuvr. div. I, 52. — [3]) Ouvr. VIII, 256 und Ouvr. XIV, 77. — [4]) Oeuvr. div. 1, 50, 255.

Kirche[1]) müßten wir erwarten, daß er einen kirchlich-orthodoxen Religionsunterricht durchaus verwirft. Wenn er das nicht mit klaren Worten tut, sondern die Unterweisung im christlichen Glauben gelegentlich anführt, so könnte dies damit erklärt werden, daß er eine strikte Ablehnung für zu gefährlich gehalten hatte. Vielleicht darf aber diese Inkonsequenz eher als ein Beispiel jener sich häufig findenden Erscheinung gelten, daß sich bei Übertragung auf die Jugenderziehung extreme Ansichten zu mäßigen pflegen. Welches nun auch der Grund seiner Zurückhaltung sein mag, soviel ist sicher, daß St. P. eine nähere Ausführung über das Dogmatische vermeidet, daß vielmehr den breitesten Raum auch hier die ethische Seite erhält.[2]) Abgesehen von der kurzen Erwähnung der Glaubensformel bildet den Inhalt des Religionsunterrichtes nichts anderes, als was St. P. bereits in anderen Schriften vorgetragen hat. Die Schüler erfahren, daß Gott ein höchstes Wesen ist, die Verkörperung der Idee der Gerechtigkeit und des Wohltuns; daraus wird abgeleitet, daß die Gottesverehrung nicht in langen Gebeten und religiösen Zeremonien, sondern darin besteht, ihn in der Ausübung der beiden höchsten Tugenden nachzuahmen.[3]) Im Gegensatz zu Fénelon, der in der religiösen Unterweisung ausdrücklich die Heiligenlegenden beachtet wissen will,[4]) prägt St. P. seinen Schülern die Auffassung ein, daß Opfer nur dann sittlichen Wert haben, wenn sie von Nutzen für die menschliche Gesellschaft sind. Mit Nachdruck wendet er sich gegen die langen Gebete, die

[1]) cf. S. 37 ff. dieser Arbeit.

[2]) Gegenüber einem Vorwurfe rechtfertigt er sich mit folgenden Worten: »Si je ne parle point ici, ni de théologie, ni du catéchisme, ni de la morale, c'est que le précepteur les enseignera aux écoliers en leur faisant pratiquer journellement la justice et la bienfaisance chrétienne . . . Ouvr. VI. 117.

[3]) Ouvr. V, 65 f. und Oeuvr. div. I, 148 f., 256.

[4]) »Wähle dir die wunderbarsten aus den Heiligengeschichten aus und . . . berühre dabei auch den Mut der jungen Märtyrerinnen, die staunenswerte Entsagung der Einsiedler. . . .« *Sallwürk*, Fenelon 143.

man in den Jesuitenschulen als etwas Unerläßliches für Lehrer und Schüler betrachtet.[1]) Die Unsterblichkeit der Seele und die Vergeltung der Taten in einem künftigen Leben ist dagegen als ein wesentliches Kapitel im Religionsunterricht zu behandeln. Wir wissen bereits, daß St. P. in der Vorstellung von Lohn und Strafe ein wichtiges Willensmotiv für die Menschen und natürlich besonders für die Jugend sieht.[2])

Es ist selbstverständlich, daß der Kämpfer für die Toleranz auch der Jugend die Grundsätze der religiösen Duldsamkeit eingepflanzt wissen will. Während Fénelon seinen Schülern lehrte, daß die von der Kirchenlehre Abweichenden mit größerer Härte bestraft werden sollen als die Atheisten,[3]) wünscht St. P., daß sie zur Ehrfurcht gegen andere Überzeugungen erzogen werden möchten. Auch die von ihm für überflüssig bezeichneten Zeremonien soll der Gebildete respektieren.[4])

2. Die unmittelbare Willensbildung. — Den erziehlichen Wert der aus dem Zusammenleben der Schüler sich ergebenden straffen Disziplin, der Ordnung und Pünktlichkeit, der Abhärtung und mancherlei Entbehrung kennt St. P. sehr genau; schätzt er ja die Gemeinschaftserziehung nicht zum mindesten aus diesem Grunde so hoch. Was die Erziehung zum Gehorsam anlangt, so scheint der Abbé die Stufe der Gewöhnung, d. h. der blinden Unterwerfung unter die Autorität des Erziehers, nur kurz zu bemessen. »Soweit möglich, sagt er, soll der Lehrer den Zögling über den Grund einer Vorschrift oder eines Befehles aufklären; nach und nach wird der Schüler einsehen, daß es in seinem eigenen Interesse liegt zu gehorchen.«[5]) »Um den Kindern, heißt es

[1]) cf. Ratio studiorum (Monum. Germ. Paedag.) 3, 287.

[2]) Ouvr. XI, 411.

[3]) *Lavisse* VIII[1], 286; cf. auch *Sallwürk*, Fénelon 156f.

[4]) Ouvr. XIII, 104. — Besonders soll die Toleranz in den theologischen Schulen betont werden. Ouvr. XII, 293.

[5]) Oeuvr. div. I, 37.

weiter, die Zeit der Erziehung erträglicher und angenehmer zu machen, zeige man ihnen oft, daß sie — wären sie Herren über ihre Beschäftigung und verständen sie ihr eigenes Interesse — das auch tun würden, was man jetzt von ihnen fordert.« [1])

Wie stellt sich St. P., so fragen wir, zu den wichtigsten Erziehungsmitteln, die sich unmittelbar an den Willen wenden, zu Strafe und Belohnung? Es wird nicht überraschen, daß St. P. — ganz im Einklang mit seiner Auffassung von Lust und Unlust — den Wert der Strafe für geringer hält. Diese psychologische Anschauung erfährt durch seine philanthropische Gesinnung eine wesentliche Stütze. Hinsichtlich der Anwendung der Strafe hören wir aus dem Munde des Abbé sehr feine Anweisungen. Die Befürwortung einer milden Erziehung ist ganz besonders bemerkenswert, wenn man erwägt, wie streng in den damaligen Schulen die Zucht gehandhabt wurde. Spielten doch selbst in der Erziehung der königlichen Prinzen harte körperliche Züchtigungen unter den Erziehungsmitteln eine große Rolle.[2]) Dagegen erwähnt der Abbé die Körperstrafe mit keinem Worte. In bezug auf die Strafabmessung wünscht er, daß die Strafe den Vergehungen genau angepaßt werde. Der Erzieher darf nicht die ungebildeten Dienstboten nachahmen, und bei jedem kleinen Fehler die Kinder mit den stärksten Ausdrücken zurechtweisen, die doch nur bei schweren Verfehlungen am Platze sind.[3]) Nach Meinung des Abbé müsse es leicht sein, zehn bis zwölf Grade der Strafen einzuführen; er erwähnt z. B. als Abstufung Tadel unter vier Augen bei kleinen, Tadel vor der Öffentlichkeit bei gröberen Verstößen. In jeder Schule soll ein Besserungszimmer (appartement de correction) vorhanden sein, wo der Delinquent durch einen

[1]) Oeuvr. div. I, 38.

[2]) Dubois erzählt in seinen Memoiren, daß der Dauphin täglich mehrmals Stockschläge auf die Hände erhielt. *Sallwürk*, Fénelon 124.

[3]) Oeuvr. div. I, 166.

Präfekten zur Einsicht in sein Unrecht gebracht werden könne.[1])

Die Abmessung der Strafe soll sich aber auch nach der Eigenart des Schülers richten. Hier ist einer von den wenigen Fällen, wo St. P. die Berücksichtigung des Individuums in der Erziehung fordert. Als Beispiel führt er an, daß dem Schüler, der die Gesellschaft liebt, die Freiheitsentziehung als Strafe diktiert werden solle; ein anderer, der ein besonders empfindliches Schamgefühl hat, soll durch öffentlichen Tadel bestraft werden.[2]) Vor einem soll sich der Erzieher strengstens hüten, nämlich davor, dem Schüler mit Spott und Ironie zu begegnen. Vielleicht sind es Erinnerungen an seine eigene Schulzeit, die den Abbé zu dieser Warnung veranlassen; wie wichtig sie ihm erscheint, erkennt man daraus, daß er sie unter die Vorschriften aufnimmt, die die Zentralbehörde den Lehrern zur Nachachtung empfiehlt.[3]) Vielmehr wird der gute Erzieher, wenn er sich zu öffentlichem Tadel gegenüber einem Schüler gezwungen sieht, in diese Vorwürfe etwas Lob für das, was an dem Zöglinge schätzbar ist, einfließen lassen. Dieser Hinweis auf die Pflicht des Lehrers, das Selbstvertrauen des Schülers auch bei der Strafe nicht zu zerstören;[4]) erinnert an Herbarts Forderung, daß der Tadel nicht als eine Minusgröße allein stehen soll.[5]) Als das wirksamere Erziehungsmittel gilt ihm überhaupt nicht die Strafe, sondern das freundliche, ermunternde Wort des Erziehers, der sich zu Beifall und Anerkennung gern bereit zeigt.[6]) Der Abbé hält es für notwendig auszusprechen, daß sich das Lob nur auf wirkliche Leistungen der Schüler beziehen soll, nicht aber auf Dinge, die ihnen die Gunst des Schicksals hat zu teil werden lassen.[7])

---

[1]) Oeuvr. div. I, 109f. — [2]) Oeuvr. div. I, 105. — [3]) Ouvr. XII. 177. — [4]) Ouvr. XV, 270.

[5]) *Herbart*, Allgem. Pädagogik. H.s Pädagogische Schriften (Bibl. päd. Klassiker) I, 247.

[6]) Ouvr. VI, 301 und Ouvr. XII, 296. — [7]) Oeuvr. div. I, 164ff.

In der Pädagogik des 17. Jahrhunderts ist jedoch das bloße anerkennende und lobende Wort nicht als ausreichendes Erziehungsmittel betrachtet worden. In den Jesuitenschulen war seit altersher ein viel wirksameres angewendet worden, nämlich die Anstachelung des Ehrgeizes durch Belohnungen und Prämien. Für hervorragende Leistungen im lateinischen Stil, für gutes Memorieren erhielten die Schüler Preise, die alljährlich unter großer Feierlichkeit und festlichem Gepränge zur Verteilung kamen.[1]) Es ist klar, daß sich diese Erziehungsmaßregel mit dem utilitaristischen Charakter der St. P.schen Ethik sehr wohl verträgt. Ist ihm ja nicht das Motiv der Tat, sondern ihre Wirkung das Ausschlaggebende und Wertsetzende. Daher billigt er es durchaus, wenn sich unter den Schülern ein lebhafter Wetteifer regt, denn »ohne Wetteifer (émulation) keine Anstrengungen«.[2]) Dieser Wetteifer wird nach seiner Meinung nur erweckt, wenn der Ehrgeiz der Schüler auf ein Ziel gelenkt wird, das ihnen der Erreichung wert dünkt. Dieses Ziel bilden eben besondere Auszeichnungen und Belohnungen. Der immer Reformen erstrebende Abbé übernimmt jedoch nicht das System der Prämien, wie es von den Jesuiten ausgebildet worden war; er bringt eine doppelte Erweiterung und Verbesserung hinein. Während nämlich bisher nur die höhere Intelligenz und die wissenschaftlichen Leistungen prämiiert wurden, geht der Vorschlag St. P.s dahin, künftighin zwei Preise zu verteilen, und zwar soll den höchsten der Zögling erhalten, der sich durch Befolgung der sittlichen Vorschriften am meisten ausgezeichnet hat. Der zweite Preis ist dann für die besten Leistungen in den Studien bestimmt.[3]) Beide Preise

[1]) So heißt es in der Rati studiorum: »Sabbato audita per unam vel etiam plures hebdomadas publice memoriter reddantur; libro autem absoluto deligi poterunt interdum qui illum e suggestu ab initio pronuncient, non sine praemio.« R. stud. (Mon. Germ. Paed.) 3, 384; cf. auch 377.

[2]) Oeuvr. div. I, 101. — [3]) Ouvr. XV, 282f.

sollen allmonatlich verteilt werden, und die Prämiierten erwerben das Recht, während des ganzen Monats ein Ehrenzeichen zu tragen. Der Träger des »Tugendordens« erhält zugleich den ersten Platz in der Klasse, die Würde des »dictateur«. Am Ende des Schuljahres soll bei der Prämiierung Verhalten und Leistungen des ganzen Jahres in Betracht gezogen werden. Die hier zur Verteilung kommenden Ehrenzeichen sollen besonders kostbar ausgestattet sein. In jedem Falle muß aber die Auszeichnung, die dem Tugendhaften verliehen wird, sich auch äußerlich durch kostbarere Ausstattung von dem zweiten Preise unterscheiden, damit den Schülern immer zum Bewußtsein komme, daß die sittlichen Eigenschaften den intellektuellen Vorzügen überlegen sind.[1])

Bei der Preisverteilung hält der Abbé die Mitwirkung der Schülerschaft für notwendig. Im Beisein eines oder mehrerer Lehrer wählen die Zöglinge durch Stimmzettel den Kameraden, der nach ihrer Meinung den Preis für tugendhaftes Verhalten verdient. Der Abbé gewährt also bereits den Zöglingen der collèges das Recht des »scrutin«, noch ehe die Bewohner seines Landes sich desselben in politischer Hinsicht erfreuten. — Den zweiten Preisträger bestimmt der Klassenlehrer. Diese Maßregel begründet St. P. mit folgenden Worten: »Lehrer und Schulleiter können am besten die geistige Befähigung und den Fleiß beurteilen, während die Schüler infolge ihres fortgesetzten und engen Verkehrs die geeignetsten Preisrichter bei der Beurteilung der moralischen Qualitäten sind.« [2])

Da die pädagogischen Theorien des Abbé de St. P. in den oben mitgeteilten Ausführungen über die Charakterbildung ihren Schwerpunkt haben, erscheint es nötig, die Gedanken noch einmal zu überschauen und zu beleuchten.

Das erste Problem, das von Interesse ist, betrifft das Verhältnis zwischen Moral und Religion. Wir fanden,

---

[1]) Oeuvr. div. I, 101. — [2]) Ouvr. XV, 283.

daß sich St. P. zwar zu einer Konzession an die Kirche verstand, daß er aber unter dem Schutze dieses Zugeständnisses die Ideen der natürlichen Religion als den eigentlichsten Inhalt der religiösen Unterweisung betrachtete. Daß bei dem nüchternen Rationalismus die Erzeugung, Belebung und Vertiefung des religiösen Gefühls nicht als Aufgabe dieses Unterrichts bezeichnet wurde, daß der ungeschichtliche Sinn, der der Aufklärung eigen, auch nicht zu der Forderung einer geschichtlichen Würdigung der Religionen führte, konnte nicht überraschen; in der Hauptsache kam es darauf an, daß die religiöse Betrachtung durch Betonung einer im zukünftigen Leben eintretenden Vergeltung kräftige Motive für das sittliche Handeln liefern sollte.

Es kann nicht geleugnet werden, daß St. P. in der moralischen Unterweisung nach der quantitativen Seite hin des Guten zuviel tut. Die Forderung, ein Viertel aller Unterrichtszeit für die sittliche Bildung zu verwenden, d. h. zu einer bewußt und planmäßig vor sich gehenden, muß ohne weiteres als eine Verirrung des Übereifers bezeichnet werden. Es braucht ja nicht erst erwähnt zu werden, daß damit eine moralische Überfütterung eintreten müßte, die die guten Absichten völlig in ihr Gegenteil verkehren würde. Auch über die ethische Wirkung, die die Behandlung moralischer Lesestücke mit jenen ermüdenden Sermonen und Reflexionen ausübt, hat sich die moderne Pädagogik ein anderes Urteil gebildet. Freilich wäre es ungerecht, die Auffassung der Aufklärungszeit mit dem Maßstabe zu messen, den uns eine moderne Jugendschriftenkritik an die Hand gibt. Erst Herbart hat das Verdienst, sich gegen die aufdringlichen moralischen Jugendschriften gewendet zu haben, und selbst er hat noch Ifflands Rührstücke als geeignete Lektüre empfohlen.[1]) — Sehen wir also von diesem zeit-

[1]) *Herbart*, Allgem. Pädagogik. H.s Pädagogische Schriften (Bibl. päd. Klassiker) I, 124f.

lich bedingten Irrtume ab, so muß die Forderung einer vom Religionsunterricht getrennten weltlichen Pflichtenlehre als ein Gedanke bezeichnet werden, der in der Folgezeit aus den Programmen der französischen Pädagogik nicht wieder verschwunden ist. Freilich trägt die moralische Belehrung St. P.s große Mängel an sich; sie ist durchaus verstandesmäßig, trocken, trivial und läßt die vollen Saiten der kindlichen Seele nicht schwingen. Es darf aber nicht übersehen werden, daß die dem rationalistischen Philosophen eigene hohe Schätzung des abstrakten Wissens den Abbé doch nicht dazu verführt, die Charakterbildung nur auf dieses Fundament zu gründen. So durften wir schon in dem Vorschlage, den Schülern an konkreten Beispielen des Lebens die Folgen guten oder schlechten Handelns anschaulich zu machen, eine Maßregel von weit höherem ethischem Bildungsgehalte erblicken. Und wenn er endlich wünscht, daß die Schülerschaft eines collège bez. jede einzelne Klasse eine ethische Gemeinschaft bilden soll, in der das theoretisch Erkannte jederzeit praktisch anzuwenden ist, so gibt er damit eine pädagogische Anregung, die erst in unserer Zeit lebhaft erörtert wird. Wollen wir seine diesbezüglichen Bestrebungen durch moderne Schlagworte charakterisieren, so können wir sagen, daß er der »moral instruction« das »moral training« hinzufügt.[1]) Es kommt darin die Einsicht zum Ausdruck, daß Kinder Worte und wohl auch nur geschaute Szenen leicht vergessen, nicht aber Erlebnisse, in denen sie handelnd aufgetreten sind. In diesem Sinne sagt Natorp: »... so wären wir nach der Seite des Sittlichen schon am Ziel — wenn Sittlichkeit in erster Linie und gar ausschließlich Sache der Lehre wäre. Aber das ist ja längst erkannt, ... daß sie

[1]) Über diese Frage cf. das trefflich orientierende Werk von *M. E. Sadler*, Moral Instruction and Training in Schools. Report of an international Inquiry, 2 Bde. cf. besonders I, Ch. IV. Precept versus Example, S. 36ff. und I. Ch. XXIII. Some Teachers' Opinions on Moral Instruction and Training, S. 295ff.

vielmehr zuerst Sache der Übung, der Tat ist, welche freilich die klare Einsicht zur Voraussetzung hat, zu der aber auch die beste Einsicht für sich allein nicht ausreicht. . . . Den echten zuverlässigen Grund sittlicher Erkenntnis und sittlichen Willens kann also nur die Übung sittlicher Tat in sittlich begründeter Gemeinschaft legen.« [1])

Bei der unmittelbaren Willensbildung will es scheinen, als beachte St. P. die Stufe der Gewöhnung, der Unterwerfung unter die Autorität des Erziehers zu wenig. Seine optimistische Psychologie verleitet ihn, der guten Natur des Kindes zuviel zu vertrauen und die Wirkung des Raisonnements zu überschätzen. Ein starker philanthropischer Zug zeigt sich bei der Verwendung der Strafmittel. In der Verzichtleistung auf alle an körperliche Gefühle sich wendende Strafen zugunsten von solchen, durch die an das Ehrgefühl appelliert wird, in der sorgfältigen Bemessung nach Höhe des Vergehens und der individuellen Eigenart dokumentiert sich ein für jene Zeit nicht gewöhnliches pädagogisches Feingefühl. Wenn uns vom Standpunkte eines höheren sittlichen Urteils die Anstachelung des Ehrgeizes nicht geraten erscheint, so kann doch niemand leugnen, daß in der Schulerziehung der Wetteifer unter der Schülerschar ein wichtiger Bundesgenosse des Lehrenden bleibt. — Unser ganzes Schul- und Lernsystem hat noch immer die von St. P. bekämpfte Tendenz, in der Hauptsache die intellektuellen Vorzüge und Gedächtnisleistungen auszuzeichnen. Demgegenüber kann der Vorschlag des Abbé, die höchste Auszeichnung dem Tugendhaftesten zuzuerkennen, zum Nachdenken darüber immer wieder Anreiz geben, wie eine die Herzensbildung unserer Schüler schädigende Überschätzung geistiger Fähigkeiten vermieden werden könne. — Endlich kann man in der von St. P. gegebenen

[1]) *Natorp*, Volkskultur und Persönlichkeitskultur (1911), S. 114. — cf. auch Rousseaus Wort: C'est en faisant le bien qu'on devient bon; je ne connais pas de pratique plus sûre. Zitiert bei *Barni*, Hist. des id. pol. et mor. II, 176.

Anregung, daß die Schüler selbst die Wahl des zu Prämiierenden vornehmen sollen, einen ersten Versuch jener Einrichtung sehen, die in der modernen Pädagogik mit dem Schlagworte »Selbstregierung der Schüler« belegt worden ist.

B. Intellektuelle Bildung.

Unter den fünf Erziehungszielen, die St. P. aufstellte, faßten wir bei der logischen Anordnung das vierte und fünfte, die Gewöhnung an das richtige Denken und die Übung des Gedächtnisses, als die beiden Bestandteile der intellektuellen Bildung auf. Da die Terminologie jedoch nicht ganz klar ist, muß noch ein Wort der Erklärung hinzugefügt werden. Wenn St. P. von »mémoire« spricht, so versteht er darunter nichts anderes als die Gesamtheit der Unterrichtsfächer. Man darf aus dieser Bezeichnung schließen, daß die Wissensstoffe auf gedächtnismäßige Weise zur Aneignung gebracht werden sollen. Da ein solcher Unterricht Denken und Urteil vernachlässigt, so findet er eine Ergänzung durch Übungen, die zur Schulung des Verstandes bestimmt sind. Dieses Verlangen nach formal-logischen Übungen ist aus der kartesianischen Philosophie, bei der es sich ja um die Erwerbung »klarer und deutlicher Ideen« handelt, ohne weiteres erklärlich. »Man wollte, sagt Compayré, in der Erziehung die Logik einführen, die praktische Logik, die alle Studien einem einzigen Zwecke, der Richtigkeit und Genauigkeit des Urteils unterordnet.« [1]) St. P. ist nicht der erste, der diese Übungen vornimmt; schon Fleury und die Jansenisten haben sie als Bestandteil des Unterrichts verlangt. In den speziellen Anweisungen wünscht der Abbé, daß die Schüler so oft wie möglich Vergleichungen anstellen sollen. Beziehen sich diese bei kleineren Kindern auf sinnlich wahrnehmbare Gegenstände, so wird von dem älteren Schüler verlangt, auch weniger sinnenfällige Dinge,

---

[1]) *Compayré*, Hist. etc. I, 358.

z. B. eine Sentenz der Alten mit einer modernen in Vergleich zu setzen. Man möge, meint der Abbé, solche Übungen auch außerhalb des Unterrichts, wo sich irgendwie die Gelegenheit bietet, anstellen.[1])

Die Abtrennung einer für sich bestehenden logisch-formalen Schulung des Geistes von dem materialen Unterrichte ist, wie wir noch erkennen werden, in den praktischen Vorschlägen St. P.s nicht konsequent durchgeführt. Vielmehr hebt er — eine glückliche Inkonsequenz — durch die Anerkennung des formalen Wertes gewisser Unterrichtsfächer seine theoretische Unterscheidung wieder auf. Ehe wir jedoch auf die einzelnen Wissensfächer eingehen, müssen die allgemeinen methodischen Grundsätze Erwähnung finden.

1. Als oberster Grundsatz schwebt dem Abbé vor, daß der Unterricht für die Kinder ein Vergnügen sein soll. »Meine Absicht ist, sagt er, dahin zu gelangen, ihren Fleiß und ihre Arbeiten in Lust und Vergnügen zu verwandeln — das ist schwierig, aber nicht unmöglich.«[2]) Seine Hoffnung ist, daß man mit fortschreitender pädagogischer Einsicht, genau so wie den ersten Leseunterricht der kleinen Kinder[3]), auch andere Unterrichtsgegenstände zu einem Spiel gestalten werde. Dazu ist zunächst nötig, daß der Beschaffenheit des kindlichen Geistes Rechnung getragen werde. Hierzu gehört vor allen Dingen, daß der Lehrer im Unterrichte der jüngeren Schüler nur langsam vorwärtsschreite. Ein kleines Kind, so äußert er sich einmal, kann eine sehr hohe Treppe hinaufsteigen, wenn die Stufen seiner Größe entsprechend niedrig genug sind und es nach jedem Schritte ein wenig verschnaufen darf — so kann auch der kindliche Geist große Fortschritte machen, wenn ihm der Wissensstoff

---

[1]) Oeuvr. div. I, 63 und 21f.; cf. auch Ouvr. XII, 296f.

[2]) Ouvr. XIV, 99. — »Plus les enfants ont de plaisir lorsqu'ils apprennent, plus ils retiennent.« Oeuvr. div. I, 116.

[3]) Durch die Methode der »bureaux typographiques«.

in kleinen Portionen zugemessen wird.[1]) Es darf nichts überstürzt werden, sondern der Erzieher muß die Geduld besitzen, die auf den Erfolg ruhig zu warten versteht.[2])

Eine weitere von St. P. sehr stark unterstrichene Forderung ist der unablässige Wechsel in den Unterrichtsfächern. »Kinder und Frauen, sagt er, haben nur geringe Kraft, sich lange mit einem und demselben Gegenstande zu befassen.«[3]) Aus diesem psychologischen Erfahrungssatze leitet St. P. die Notwendigkeit ab, den Unterrichtsbetrieb so mannigfach wie möglich zu gestalten. In den untersten Klassen sollen drei bis vier Fächer in der Stunde auftreten; für die höheren Klassen fehlen zwar spezielle Anweisungen, aber man darf annehmen, daß auch hier die »Kurzstunde« zu ihrem Rechte kommt.

Eine psychologische Begründung findet auch die didaktische Maßregel, das in den verschiedenen Gegenständen Gelernte miteinander in Beziehung zu setzen und so eine innige Verknüpfung herzustellen; denn bei der Reproduktion einer Vorstellung wird auch die mit ihr assoziierte wieder ins Bewußtsein treten.[4]) Einen wertvollen Konzentrationsstoff findet der Abbé vor allem in der Geschichte. Er äußert sich darüber mit folgenden Worten: »Bei gewissen Stellen der Geschichte wird es gut sein, die Schüler das wiederholen zu lassen, was sie in anderen Unterrichtsfächern gelernt haben . . . So wird sich ergeben, daß die Universalgeschichte gleichsam die Grundlage (le canevas général) werden kann.«[5]) Mit dieser Auffassung, daß nämlich die Kinder stets das Neue wünschen, könnte die weitere von St. P. gegebene methodische Vorschrift der häufigen Wiederholung in Widerspruch stehen. Er fühlt diesen Vorwurf und sucht ihn dadurch wirkungslos zu machen, daß er auch von den Wiederholungen eine abwechslungsreiche Gestaltung ver-

---

[1]) Ouvr. VI, 137. — [2]) Ouvr. XII, 19. — [3]) Oeuvr. div. II, 87. — [4]) Oeuvr. div. I, 67 und Ouvr. VI, 219. — [5]) Ouvr. VI, 219.

langt.[1]) Der Lehrer muß Sorge tragen, daß den Kindern das schon Bekannte in immer neuer Beleuchtung gezeigt werde.

Eine interessante Ergänzung finden die psychologischen Überzeugungen St. P.s durch die Betonung der Anschaulichkeit des Unterrichts.[2]) Es sollen nicht nur Landkarten verwendet und physikalische Versuche angestellt werden,[3]) sondern die Anschauungen sind, wo nur möglich, an den Gegenständen und Ereignissen des wirklichen Lebens zu gewinnen. Es werden Werkstätten und Arbeitsplätze besucht. In Mühle und Backstube verfolgen die Knaben die Herstellung des Brotes; sie schauen dem Weber, dem Uhrmacher, dem Buchdrucker bei der Arbeit zu. In größeren Betrieben werden ihnen die Maschinen in voller Bewegung vorgeführt und ihre Verrichtungen erklärt. Ein anderer Unterrichtsgang führt die Schüler an den mit Schiffen belebten Fluß, wo sie ein Bild des Stromverkehrs erhalten; oder sie ziehen auf das Land hinaus, um den Landmann und den Gärtner bei der Arbeit zu beobachten.[4])

Wie die rein sinnliche, so soll auch die geistige Anschauung zu ihrem Rechte kommen. St. P. denkt hier in erster Linie an den Geschichtsunterricht. Er verurteilt es mit Recht, wenn man die Abschnitte von den Schülern lesen läßt; der Lehrer soll vielmehr seine Kunst in anschaulichem, wirkungsvollem Erzählen zeigen. »Die Kinder, sagt er, wollen die geschichtlichen Ereignisse erzählt haben. Stimme, Wechsel im Ton und Gesten des Erzählers machen einen ganz anderen Eindruck als die Lektüre.«[5]) Das Hauptgewicht beim Erzählen wird der Lehrer auf das Ausmalen der Einzelheiten zu legen haben; er muß sich niederneigen zu der Auffassung und dem Verständnis des Kindes, das sehr viel äußere und sinnliche Umstände verlangt.[6])

---

[1]) Ouvr. XII, 298. — [2]) Ouvr. VI, 241. — [3]) Ouvr. XIV, 82f. — [4]) Oeuvr. div. I, 117f. — [5]) Ouvr. XIV, 50. — [6]) Ouvr. VII, 211f.

Wenn diese methodischen Vorschriften erfüllt werden, so ist zugleich der Forderung Genüge getan, daß der Unterricht so interessant als nur möglich sein soll. Als besonderes Mittel schlägt St. P. noch vor, in dem Schüler die Spannung für das Neuzubehandelnde zu erwecken. Wenn sich diese Bemerkung auch in dem für den Dauphin bestimmten Erziehungsplan findet, so hat der Abbé doch die allgemeine Bedeutung dieser Vorschrift am Schlusse hervorgehoben. Der Lehrer möge dem Dauphin häufig das Vergnügen, das ihm die in einigen Wochen zu erwerbenden neuen Kenntnisse bieten werden, in Aussicht stellen. Sehr fein sagt er: »Man muß, um die Lust am Lernen zu erhöhen, durch Versprechungen Spannung erwecken, und die neuen Kenntnisse müssen gleichsam als Belohnung für eine gelöste Aufgabe erscheinen . . .« [1])

Noch eine Anweisung St. P.s verdient registriert zu werden, obwohl ihre Befolgung gegenüber der herrschenden Praxis keinen Fortschritt bedeutet hätte. Während die Ratio studiorum vorschreibt, daß die Lehrer mit den Schülern in die höheren Klassen aufsteigen sollen,[2]) hält es St. P. für richtiger, wenn der Klassenlehrer möglichst immer auf der gleichen Stufe unterrichtet. Er wird dazu durch die Erwägung geführt, daß dem Lehrer die Ermittelung der geistigen Befähigung der betreffenden Altersstufe möglich ist und er nur auf diese Weise genügende Erfahrungen sammeln kann. Daß der Lehrer in viel größerem Vorteil ist, wenn er genauere Kenntnis der einzelnen Schülerindividualitäten hat statt eines Querdurchschnittes der betreffenden Altersstufe, diese Erwägung stellt St. P. nicht an.

Die pädagogischen Prinzipien des Abbé würden nicht vollständig dargestellt sein, wenn man nicht auf die wichtige Stellung hinwiese, die das Spiel in dem Tagesplane

---

[1]) Ouvr. VI, 302.

[2]) Ratio studorium (Monum. Germ. Paed.) 2, 263.

hat. In der Wertschätzung des Spieles ist St. P. vermutlich seinem Vorgänger Fleury gefolgt, der die »Regel der Abwägung von Arbeit und Erholung« bereits vor Locke aufgestellt hatte.

Die optimistische Kinderpsychologie läßt in dem Abbé hochgespannte Erwartungen über die Wirkungen seiner Methode entstehen. Er ist fest überzeugt, daß ein Unterricht, der nicht langweilige und eintönige Übungen, sondern einen ununterbrochenen Wechsel, ja sogar Kontraste in der Beschäftigung der Schüler bietet und in dem frohes Spiel den ihm gebührenden Platz findet, die Schüler so fesseln und begeistern wird, daß sie den Wunsch nach freien Tagen oder gar monatelangen Ferien gar nicht hegen werden. Der Abbé geht sogar soweit, es für ein Zeichen mangelhafter Methode und unvollkommenen Unterrichts zu halten, wenn die Schüler eine Unterbrechung desselben verlangen.[1]) Wäre der Wunsch nach Ferien wirklich das Kriterium für die Unvollkommenheit des Schulbetriebes, so müßten wir allerdings bescheiden bekennen, daß wir von dem Ideal des französischen Philanthropen noch sehr weit entfernt sind.

2. Wenden wir uns nun der wichtigen Frage zu, welche Unterrichtsfächer der Abbé in seinen Lehrplan aufnimmt. Im Gegensatz zu der in den Jesuitenkollegs bestehenden Einteilung der Klassen (für Rhetorik, Mathematik, Sprachen) geht seine Meinung dahin, in jeder Klasse etwas von diesen Wissenschaften zu lehren.[2]) Mit dieser Empfehlung eines enzyklopädischen Unterrichts scheint er die methodische Forderung größter Abwechslung und Mannigfaltigkeit am ehesten erfüllen zu können. Genaue Anweisung über die Verteilung der Lehrfächer sucht man vergebens. Denn weder kann man aus seiner ersten pädagogischen Schrift, in der im bunten Durcheinander nicht weniger als achtzehn Gegenstände aufgezählt werden, noch aus den beiden Wochenplänen für

[1]) Oeuvr. div. I, 203. — [2]) Oeuvr. div. I, 127.

die Pariser Pensionen deutlich erkennen, auf welche Disziplinen der Abbé besonderen Wert legt.[1])

Es ist durchaus nicht nötig, den Wochenplan in extenso mitzuteilen. Wir beschränken uns darauf, einen Tag herauszugreifen, um zu sehen, in welcher Weise ihn die nach den Ansichten St. P.s erzogenen Knaben verbringen. Für Donnerstag würde für den Vormittag folgender Stundenplan vorgeschrieben sein:

Conversations en langues étrangères,
Exercices sur les arts et les sciences,
Vie du Saint du jour,
Maitre d'écriture,
Bible latine mise en française,
Exercise sur la fable et sur la narration,
Ciceron, Horace, Virgile, Quinte Curse usw.

Der Nachmittag bringt zunächt wieder eine Reihe von Unterrichtsstunden:

Bible française à mettre en latin,
Jeu du Dictionnaire,[2])
Lecture bien prononcée dans la tribune,
Déclamation,
Lecture des Fables de la Fontaine, des Tragédies de Corneille, de Molière et autres Poètes français,
Faire un recueil des traits remarquables . . .

Dann aber zieht die junge Schar hinaus nach dem Königl. Garten, um dort zu botanisieren. Auf dem Rückwege wird die Werkstatt eines Handwerkers besucht, oder die Schüler — wohl nur die älteren — wohnen einer Gerichtsverhandlung bei. Am Abende belustigen sich die Zöglinge mit Gesellschaftsspielen.[3])

---

[1]) Ouvr. XIV, 68ff. und XV, 407ff.

[2]) Man darf hierunter wohl das Einprägen von Vokabeln in Form eines Spieles verstehen.

[3]) Für Sonnabend ist die Wiederholung des in der Woche durchgenommenen Lehrstoffes vorgesehen. cf. Ouvr. XIV, 72 und Ouvr. XV, 412.

Wir untersuchen nun zunächst sein Verhältnis zu dem Hauptunterrichtsfache der Jesuitenschulen, den alten Sprachen. Ihnen gegenüber nimmt der Abbé eine scharfe Kampfstellung ein. Er macht kein Hehl daraus, daß er die klassischen Studien am liebsten ganz aus der Schule verweisen möchte. »Ich gebe indessen zu, sagt er, daß man dem Lateinunterrichte noch Zeit einräumen muß wegen der alten Vorurteile, die wir noch von seinem großen Nutzen haben.« [1]) So soll er zum mindesten wesentlich verkürzt werden. [2]) Sein Ziel soll sein, daß die Schüler beim Verlassen des collège mit Leichtigkeit aus der lateinischen Sprache zu übersetzen imstande sind und die lateinischen Autoren verstehen. Für die Gesamtheit der Schüler ist ein Mehr nicht nötig. Besonders Befähigte, die über dieses Ziel hinausgehen wollen, mögen eine private Unterweisung erhalten. Warum sollen, so fragt der Abbé, zweier Schüler wegen die 198 andern, die doch niemals die Befähigung zum lateinischen Aufsatz, die Kenntnis des Griechischen oder die Übung in lateinischen und griechischen Versen nachzuweisen haben, soviel kostbare Zeit verlieren? [3]) Die griechische und hebräische Sprache sind überhaupt nur in den für Geistliche, Ärzte und Juristen bestehenden Sonderschulen zu lehren. [4]) Für die Allgemeinheit ist die Kenntnis des Griechischen schon deshalb nicht notwendig, weil die alten Schriftsteller in guten Übersetzungen zu lesen sind. [5])

Mit gerechter Entrüstung wendet sich St. P. gegen den Mißbrauch, die Muttersprache aus dem Unterrichte auszuschließen. War es doch in den Jesuitenschulen schon den kleinen Schülern in den unteren Klassen verboten, in den »Angelegenheiten, die die Schule betrafen«,

---

[1]) Ouvr. XIV, 58. — [2]) cf. hierzu Ouvr. XV, 356 und Oeuvr. div. I, 128. — [3]) Ouvr. X, 204 und XV, 357. — [4]) Oeuvr. div. I, 135.

[5]) Oeuvr. div. I, 134. St. P. wünscht, daß von Staats wegen Unterstützungen an berufsmäßige Übersetzer gewährt werden.

sich der französischen Sprache zu bedienen.[1]) Spöttisch fragt der Abbé, ob wohl die Römer auch von ihren Schulbuben den Gebrauch der griechischen Sprache gefordert hätten.[2]) Mit vollem Nachdrucke tritt er dafür ein, daß die durch Verkürzung des klassischen Unterrichts ersparte Zeit der Pflege der Muttersprache zugute komme.[3])

Wegen des höheren Nutzens verdienen nach der Meinung des Abbé die lebenden fremden Sprachen den Vorzug vor den klassischen. Ohne für den Lehrplan Konsequenzen zu ziehen, spricht er ganz allgemein die Ansicht aus, daß die Kenntnis des Englischen, Holländischen, Spanischen und Deutschen insbesondere für »die auswärtigen Verhandlungen und den Handelsverkehr« von größter Wichtigkeit sind.[4]) In den schon erwähnten Wochenplänen erscheinen dann Italienisch, Spanisch, Englisch und Deutsch als Unterrichtsfächer. Gegenüber dem Vorwurfe, daß dies eine starke Belastung der Schüler sei, weist St. P. darauf hin, es sei keineswegs seine Meinung, daß diese Sprachen in der Schule zur vollen Beherrschung gebracht werden sollen, es genüge vielmehr, daß die Schüler die Hauptschwierigkeiten überwinden, wodurch sie befähigt werden, nach Abschluß der Schulzeit je nach ihrem Berufe die eine oder die andere Sprache weiter zu betreiben.[5])

Es ist selbstverständlich, daß die Würdigung der Wissenschaften einen Niederschlag in dem Unterrichtsplane des Abbé findet. Das Studium der Alten gilt ihm nicht als die erfrischende Quelle, zu der die Jugend geführt werden soll; für den Rationalisten haben Physik

---

[1]) In der Ratio studiorum heißt es in Absatz 18 der Vorschriften für die Lehrer der unteren Klassen: »Latine loquendi usus severe in primis custodiatur; . . . ita ut in omnibus, quae ad scholam pertinent, nunquam liceat uti patrio sermone . . .« Rat. stud. (Monum. Germ. Paed.) 2, 384.

[2]) Ouvr. X, 208 und VII, 276. — [3]) Oeuvr. div. I, 138 und Ouvr. X, 205. — [4]) Oeuvr. div. I, 136. — [5]) Ouvr. XIV, 86.

und Mathematik einen ungleich höheren Wert. Dienen doch beide Wissenschaften dazu, zu richtigem Denken, zu klaren und deutlichen Ideen zu leiten und vorsichtig zu machen gegenüber jeder menschlichen Autorität.[1]) Hat die Geometrie mehr eine formale Schulung des Geistes zu erstreben, so tritt der Unterricht in Physik, wozu der Abbé auch Astronomie rechnet, direkt in den Dienst der Aufklärung; die hier gewonnenen Kenntnisse sind Waffen im Kampfe gegen Aberglauben, Dummheit und Betrug. Das Interesse, das der Staat an der Aufklärung seiner Bürger hat (wenigstens nach Ansicht des Abbé haben müßte), legt ihm die Verpflichtung auf, für eine über die Schule hinausgehende Unterrichtsgelegenheit Sorge zu tragen. In einem dieser Angelegenheit gewidmeten Aufsatze[2]) macht St. P. den Vorschlag, daß im königlichen Bibliotheksaale viermal in der Woche naturwissenschaftliche Vorträge (conférences) verbunden mit Experimenten veranstaltet werden, wobei den Hörern gestattet sein soll, ihre Zweifel und Bedenken zu äußern.

Wird der Abbé, so fragen wir, auch aus seiner hohen Schätzung der Politik pädagogische Konsequenzen ziehen? Die Frage stellen heißt sie bejahen. »Kann es denn, so fragt er, jemals eine zu große Zahl von Untertanen geben, die in dieser nützlichsten Wissenschaft ordentlich unterrichtet sind?«[3]) Und so wünscht er denn eine sachgemäße Belehrung über die staatlichen Verhältnisse, insbesondere über das Aufgabenbereich der einzelnen Ministerien, über die Funktionen der Minister, ferner die Behandlung der wichtigsten bürgerlichen Gesetze, sowie Aufklärung über Prozesse, Verträge usw.[4]) — Wenn so dem Abbé ein gesonderter systematischer »bürgerkundlicher« Unterricht vorzuschweben scheint, so hat er doch bereits die große Wichtigkeit erkannt, die dem Geschichts-

[1]) Ouvr. XI, 287.

[2]) Proj. pour établir, à la Bibliothèque du Roi, des conférences sur la Physique. Ouvr. V, 317ff.

[3]) Ouvr. VI, 262. — [4]) Ouvr. VI, 3 und X, 206.

unterricht in bezug auf die Erziehung zum politischen Denken beizumessen ist. Während die biographischen Geschichtsbilder, wie wir bereits gesehen haben, die lebensvolle Grundlage für moralische Betrachtungen bilden, so soll im Unterrichte der allgemeinen Weltgeschichte (l'histoire générale des Etats) auf die verschiedenen Regierungsmaßregeln, sowie auf die Ursachen ihres Erfolges oder Mißerfolges hingewiesen werden.[1]) Natürlich soll auch die Jugend bereits für die Friedensidee empfänglich gemacht werden. Dazu ist nötig, daß nicht die Unternehmungen großer Kriegshelden, die »viel Lärm in der Welt« gemacht haben, im Mittelpunkte der Behandlung stehen, sondern daß die Segnungen des Friedens geschildert werden.[2]) Schon die Schüler sollen zu der Einsicht gebracht werden, daß es für Staaten und Fürsten das höchste Glück wäre, wenn sie ihre Differenzen ebenso wie Privatleute vor unparteiischen Richtern zur Entscheidung bringen könnten.[3]) Es erscheint dem Abbé empfehlenswert, wenn die Verhältnisse der Gegenwart zum Ausgangspunkt genommen werden und man mit den Schülern die Geschichte rückwärts durchschreitet.[4]) In dem Bestreben, auch andere Unterrichtsgegenstände in den Dienst politischer Belehrung zu stellen, kommt St. P. zu dem bemerkenswerten Vorschlag, daß man auch bei Bildung von Rechenaufgaben das Gebiet der Staatskunde mit berücksichtigen möge; die Einwohnerzahlen, die Anzahl der Geburten und Sterbefälle in den großen Städten, die Einkünfte des Königs, die Ausgaben für Militär und Marine in Kriegs- und Friedenszeiten würden interessanten Stoff in reichlichem Maße bieten.[5])

Mit dem Austritte aus der Schule kann natürlich die politische Erziehung noch nicht abgeschlossen sein. Mit noch größerem Rechte als für die Naturwissenschaft ist

---

[1]) Oeuvr. div. I, 55. — [2]) Ouvr. X, 80. — [3]) Ouvr. XIV, 82.

[4]) Ouvr. XIV, 83. Vielleicht verdankt St. P. diesen Vorschlag dem Staatsrechtslehrer Grotius.

[5]) Ouvr. XIV, 84.

zu fordern, daß auch für die Politik Gelegenheit zur Weiterbildung gegeben werde. Gewiß ein kühner Gedanke, in einer Zeit politischen Druckes vom Staate organisierte Vortragskurse über Politik zu verlangen. Dabei soll auch noch den Hörern das Recht zustehen, ihre Einwendungen gegen das Gehörte vorzubringen.[1]) Für eine Elite von Hörern, die besonderes Interesse und besondere Fähigkeit haben, wünscht St. P. noch die Gelegenheit zu einer tieferen Ausbildung: Vorträge von Staatsrechtslehrern über Staats- und Völkerrecht, Lektüre berühmter Werke (z. B. Grotius und Pufendorf), Repetitionen unter einem Assistenten.[2])

Obwohl diese Veranstaltungen über einen Schulunterricht hinausgehen, so mußten sie doch zur Kennzeichnung der pädagogischen Ansichten St. P.s herangezogen werden. Kehren wir wieder zu den Lehrgegenständen zurück, die in den Schulplan aufgenommen sind, so ist noch zu erwähnen, daß auch Haushaltung, Buchführung, sowie die Elemente der Gesundheitslehre Gegenstände unterrichtlicher Belehrung bilden.

Haben die bisher genannten unterrichtlichen Veranstaltungen fast ausschließlich die intellektuelle Bildung zum Ziele, so fehlen doch auch solche Beschäftigungen nicht, die ein Gegengewicht dazu bilden können. Es wurde schon hervorgehoben, daß sich das Spiel bei St. P. besonderer Wertschätzung erfreut. Es findet eine Ergänzung in geregelten körperlichen Übungen, von denen St. P. in seiner ersten pädagogischen Schrift folgende empfiehlt: exercices du corps pour les faire avec grâces et avec adresse; quelque chose de la danse; monter à cheval; faire des armes.«[3]) Der ästhetischen Bildung wird endlich ein bescheidener Platz durch Aufnahme der Unterrichtsfächer »Musik, Zeichen, Malen« eingeräumt; in dem Lehrplan der Pensionsvorsteher sind diese Gegenstände allerdings nicht vertreten.

---

[1]) Ouvr. IV, 89f. — [2]) Ouvr. VII, 18ff. — [3]) Oeuvr. div. I, 130.

Eine kritische Betrachtung der Anschauungen, die St. P. über den Unterricht hat, wird zunächst das Verhältnis zwischen den beiden Unterzielen ins Auge zu fassen haben, in die die geistige Bildung sich zerlegt. Die konsequente Durchführung der Theorie St. P.s würde bedeuten, das formale Element des Unterrichts aus der Behandlung der Wissensstoffe völlig auszuscheiden. Die extremen Fälle würden also verkörpert werden durch einen von allem Stofflichen absehenden »Denkunterricht« mit dem Ziele der Ausbildung eines substanzlosen Scharfsinnes und andererseits durch eine auf jede denkende Verarbeitung Verzicht leistende Darbietung und gedächtnismäßige Aneignung von Wissensstoffen. Wenn auch eine so konsequent durchgeführte Spaltung nur in der mittelalterlich-scholastischen Bildung in die Erscheinung getreten ist, so hatte doch auch noch die vom Humanismus beeinflußte Erziehung in den Jesuitenschulen starke Reste dieser Teilung. Aus dieser Tradition erklärt sich auch die Terminologie des Abbé, in der eine solche Scheidung — Verstandesschärfung und Kenntnisaneignung — vorgenommen wird. In den vorstehenden Ausführungen liegen jedoch reichliche Beweise dafür, daß St. P. die aufgestellte Scheidewand nicht respektiert. Diese Inkongruenz zwischen seiner Terminologie und den didaktischen Vorschriften zeigte sich z. B. in der Ansicht über die Aufgaben des Geschichtsunterrichtes, sowie in der methodisch trefflichen Bemerkung, die Rechenaufgaben bestimmten Sachgebieten zu entnehmen.

Als ein geeignetes Mittel zur Schulung des Geistes konnte St. P. den klassischen Sprachunterricht nicht gelten lassen. Erinnerungen an seine eigene Schulzeit in Caen können seine Gegnerschaft nur zum Teil erklären. Vielmehr kommt der aus dem Geiste der neuen Philosophie und Naturerklärung stammende Freiheitsdrang in Betracht, der die mit übermächtigem Drucke auf dem geistigen Leben lastende Autorität der Alten, namentlich des Aristoteles, nicht mehr anzuerkennen ge-

neigt ist. Daher das Streben, Raum zu schaffen für eine neue Wissenschaft und für die Resultate einer hochentwickelten Vernunfterkenntnis. Das hatte schon Fleury veranlaßt, in seiner Erziehungsschrift, eine Beschneidung des Lateinunterrichts zu verlangen.[1]) Wenn ein solch überlegenes Herabschauen auf die wissenschaftlichen Anschauungen der Alten zu einer befremdlichen Mißachtung der ästhetischen und literarischen Werte der Antike führte, selbst bei spekulativen Geistern wie Descartes und Malebranche, welch letzterer das Griechische ganz unterdrücken will und Plato geringschätzig als Visionär kennzeichnet,[2]) so darf man sich nicht wundern, daß bei einer so wenig literarisch interessierten Natur, wie der Abbé es war, die Beibehaltung des Lateins nur noch als eine Konzession an alte Vorurteile begründet und ein Zustand ins Auge gefaßt wird, da man die alten Sprachen ebensowenig nötig hat, wie »le malabarais ou l'arabe«.[3]) Für ein Argument aber, mit dem Fénelon die Aufnahme des Lateins in die Erziehung der Mädchen begründet, nämlich, daß Latein die Sprache der Kirche sei und es ein unschätzbarer Gewinn und Trost wäre, den Sinn der Worte des Gottesdienstes zu verstehen, für ein solches Argument hat St. P. erst recht kein Verständnis.[4])

Der antihumanistische Zug in St. P.s Pädagogik, der eine Unterschätzung des literarischen Wertes der Antike erkennen läßt, führt zu der Seite seines Unterrichtsplanes, die am meisten zur Kritik herausfordert: die nebensächliche Behandlung, die die literarische Bildung der Zöglinge erfährt. Sie fehlt nicht, aber sie findet ihre Stelle erst nach den »nützlichen« Dingen, d. h. nach der Moral und den realen Lehrfächern.[5]) Man muß sich nun freilich hüten, den Abbé als eine Ausnahmeerscheinung zu

---

[1]) »Les gens d'épée, les financiers, les marchands es la plupart des femmes peuvent se passer de latin.« Zitiert bei *Compayré*, a. a. O. I, 373.

[2]) *Compayré*, a. a. O. I, 395. — [3]) Oeuvr. div. I, 135. — [4]) *Sallwürk*, Fénelon, 182. — [5]) cf. hierzu Ouvr. XVI, 421.

behandeln und sein persönliches Schuldkonto zu stark zu belasten. Wir konnten schon im ersten Teile dieser Arbeit zeigen, wie hoch die moralische Tendenz im Zeitalter der Aufklärung im Werte stand.[1]) Die uns als selbstverständlich geltende Wahrheit, daß die Werke wahrer Poesie, die Schöpfungen großer Seelenkünder das Beste und Heiligste ist, das wir der Jugend darreichen können, daß hier die lebendigen Quellen der sittlichen Veredelung und Höherbildung fließen, — dieser Gedanke ist jener Zeit völlig fremd.

Noch ein Punkt darf bei der kritischen Beleuchtung dieses Teiles nicht übergangen werden. Wir konnten nämlich konstatieren, daß durch die Pädagogik St. P.s ein starker sensualistischer Zug hindurchgeht. Das könnte auffällig erscheinen, denn man müßte erwarten, daß St. P. als Vertreter des Rationalismus die wesentlichen Erkenntnisse in der Vernunft suchen würde. Aber schon Herbart von Cherbury[2]) — einer der ersten rationalistischen Denker —, der die Welt mittels »allgemeiner ewiger Wahrheiten« zu erkennen sucht, betrachtet die Sinne als »facultates prodromae«, also als die Vorläufer der Wahrheit. Bei ihm findet sich bereits der Satz, der das Losungswort der Empiristen geworden ist: »Nihil esse in intellectu, quod non prius fuerit in sensu. Und selbst Descartes erklärte: »Ich überzeugte mich leicht, daß ich durchaus keine Idee im Verstande habe, die ich nicht vorher im Sinne hätte.« Wenn daher St. P. den Satz ebenfalls zitiert[3]) und in seiner Pädagogik dem Prinzip der Anschauung Geltung verschafft, so ist damit durchaus noch nicht der Tatbestand einer Beeinflussung durch Locke gegeben; vielmehr zeigen die interessanten Nachweise Barths, daß die Synthese von Rationalismus

---

[1]) cf. S. 35f. dieser Arbeit.

[2]) cf. zum folgenden *Barth*, Gesch. d. Erziehung, 354f.

[3]) Leider ohne den Ursprung anzugeben; doch dürfen wir wohl Descartes als Quelle annehmen.

und Sensualismus bereits von rationalistischen Philosophen aufgestellt worden ist.

4. Kapitel.

Erziehung in besonderen Verhältnissen.

Wenn St. P. die Hauptideen seiner Pädagogik entwickelt, so hat er, auch wo er dies nicht ausdrücklich angibt, zumeist das collège für Knaben im Auge. Seine pädagogischen Ansichten erhalten aber mancherlei wichtige Änderungen und Ergänzungen, sobald er die Erziehung des weiblichen Geschlechts oder besonderer Stände zum Gegenstande seiner Untersuchung macht. In diesem Kapitel sollen daher seine Gedanken über die Fürstenerziehung, Mädchenbildung und Erziehung der unteren Volksklassen betrachtet werden. Dabei wird es sich empfehlen, um ermüdende Wiederholungen zu vermeiden, nur das Charakteristische hervorzuheben.

A. Fürstenerziehung.

Es ist in dem ersten Teile dieser Arbeit gezeigt worden, wie offene und freimütige Kritik der Abbé an den Regierungshandlungen Ludwigs XIV. geübt hatte.[1]) Aber wenn er auch die absolute Königsgewalt stark beschneiden will und die Fähigsten und Tüchtigsten des Volkes zur Mitwirkung an der Regierung des Landes heranziehen möchte, so ist er doch noch von dem Gedanken durchdrungen, daß die Wohlfahrt der Untertanen von der Persönlichkeit des Herrschers, seinen sittlichen und geistigen Eigenschaften abhängt. Was lag ihm also näher, als die Richtlinien für eine zweckmäßige Bildung und Erziehung der königlichen Prinzen und des Thronfolgers im besonderen aufzuzeichnen? Indem er dies tut, liefert er einen Beitrag zu einer pädagogischen Angelegenheit, die im 17. und 18. Jahrhunderte in Frankreich lebhaft erörtert wurde. Haben doch nicht wenige

[1]) cf. S. 57ff. dieser Arbeit.

pädagogische Schriftsteller dieser Zeit ihre Erfahrungen aus ihrer Tätigkeit als Prinzenerzieher gewonnen.[1])

Die Überzeugung, die St. P. von der Allgewalt des erzieherischen Einflusses hat, macht es ohne weiteres verständlich, daß er die Schäden und Mißstände, die durch die schlechte Regierung eines Herrschers verursacht werden, als Früchte einer schlimmen Erziehung auffaßt.[2]) Seine Reformvorschläge kennzeichnen sich durch zwei Forderungen: die Erziehung in einer Gemeinschaft — und eine umfassende politische Unterweisung.

In der bisher üblichen Art der Erziehung der Fürsten hatte der Grundsatz gegolten, daß die Vorbereitung des Thronfolgers auf sein künftiges hohes Amt in der abgeschlossensten Privaterziehung erfolgen müsse. Bei der hohen Meinung, die St. P. von der Gemeinschaftserziehung hat, wird man sich nicht wundern, wenn er ihre großen Vorteile auch den königlichen Prinzen zuteil werden läßt. Das Erreichbare scheint ihm zu sein, daß dem Prinzen mindestens zwölf bis fünfzehn Studiengenossen beigesellt werden;[3]) aber es würde nach seiner Meinung noch viel vorteilhafter sein, wenn die Ausbildung des jungen Fürsten in einem besonderen »collège du dauphin« erfolgte, woselbst er mit etwa dreihundert Söhnen armer Adeliger erzogen werden könnte. Erst in einer größeren Erziehungsgemeinschaft kann ja das uns sattsam bekannte hochgeschätzte Erziehungsmittel der »émulation« angewendet werden. Um diesen Wetteifer besonders lebhaft zu gestalten, hält es der Abbé für empfehlenswert, daß die Mitschüler ein bis zwei Jahre älter seien als der Dauphin, »damit er mehr Vergnügen hat, wenn er sie übertrifft und weniger Scham empfindet, wenn sie ihn übertreffen.[4]) Es kann dann so eingerichtet werden, daß aus der Klasse des Dauphin, die im Anfange

[1]) La pédagogie de ce temps-là est vraiment une p. princière ... Pour des hommes de plus humble condition, on n'eût point proposé des programmes aussi larges et aussi vastes. *Compayré*, 192 f.

[2]) Ouvr. VI, 132. — [3]) Oeuvr. div. II, 80. — [4]) Ouvr. VI, 224.

mit einer größeren Zahl Schüler angefüllt ist, bei jeder Jahresversetzung die minder Tüchtigen zurückbleiben, so daß der Prinz später nur die intelligentesten und tugendhaftesten Mitschüler als Arbeitsgenossen hat.[1]) Dieser Vorschlag, den Ehrgeiz des Prinzen durch die Miterziehung anderer anzuspornen, ist nicht neu. Schon Bossuet hatte zuweilen in der Erziehung seines fürstlichen Zöglings gleichalterige Knaben mit ihm in Konkurrenz treten lassen.[2]) Aber was hier nur vorübergehend geschah und nur mit dem Ziele einer momentanen Steigerung der intellektuellen Leistungen, das hat bei St. P. eine viel weitergreifende Bedeutung, denn er erhofft von diesem Zusammenleben und Zusammenstreben den günstigsten Einfluß auf den Charakter des künftigen Herrschers. Die Aufziehung der Prinzen mit anderen Knaben, »die behandelt werden sollen als seine Kameraden und als seinesgleichen«.[3]), sowie die Verpflichtung, sich Auszeichnungen durch wirkliche Leistungen zu verdienen, werden die Anmaßungen, die er aus seinem hohen Range herleiten könnte, verhindern.[4]) Das ist gewiß sehr trefflich gedacht, aber ist es wirklich so, daß sich — wie der Abbé meint — der Prinz von seinen Mitschülern ungeschminkt die Wahrheit sagen lassen müßte?[5]) Als einen weiteren Vorteil dieser Erziehungsform erwähnt der Abbé den Umstand, daß der zukünftige König eine Anzahl von tugendhaften und fähigen Knaben und Jünglingen persönlich kennen lernt, die er einst in den Dienst seines Hauses oder des Staates eintreten lassen kann.[6])

Der Stundenplan zeigt auch in der Prinzenschule dem enzyklopädistischen Geiste der Zeit entsprechend eine buntscheckige Mannigfaltigkeit. Nach Meinung St. P.s soll der Prinz zwar jede Wissenschaft kennen lernen, aber doch nicht zum Gelehrten erzogen werden — wenn nicht

---

[1]) Ouvr. VI, 275. — [2]) *Compayré*, Hist. etc. I, 305. — [3]) Oeuvr. div. II, 82. — [4]) Ouvr. VI, 142f. — [5]) Oeuvr. div. I, 264. — [6]) Ouvr. VI, 225.

in der Politik.[1]) Da die ethischen Vorschriften für alle Menschen in gleicher Weise verbindlich sind, so zeigt auch die moralische Erziehung des Prinzen keine Abweichung von den uns bekannten Vorschriften. Nur ist es empfehlenswert, den Prinzen ganz besonders darauf hinzuweisen, auf welche Weise die Ausübung der bienfaisance gerade von ihm erwartet werden wird: sie besteht in den »guten Verordnungen und staatlichen Einrichtungen, die das Glück einer möglichst großen Zahl von Familien zu erhöhen geeignet sind«.[2]) War schon in dem Lehrplane für die »Untertanen« die politische Belehrung ein wichtiger Unterrichtsgegenstand, so ist es erst recht verständlich, daß sie in den Plan für den zukünftigen Thronfolger aufgenommen ist, und nicht bloß in den Unterrichtsplan des Thronfolgers, sondern auch der anderen königlichen Prinzen. Das ist, wenn auch keine neue, so doch eine durchaus nicht allgemein erfüllte Forderung gewesen. Es ist bekannt, daß der Unterricht des Herzogs von Burgund, den Fénelon leitete, ein vorwiegend religiöser und literarischer war; der Prinz las u. a. Augustins Bekenntnisse, lernte die Geschichte der christlichen Sekten und hatte viel Lateinstunden.[3]) »Madame« klagt über die abgeschlossene und weltfremde Erziehung der Prinzen; sie wären wohl vertraut mit der Genealogie des Olymps, aber daß ihre Mutter eine Deutsche sei, wüßten sie nicht.[4]) In St. P.s Plan wird hier gründliche Abhilfe geschafft. Die politische Bildung des zukünftigen Herrschers liegt dem Abbé ja besonders deshalb am Herzen, weil dieser die Reformpläne einst verwirklichen soll. Er wird dies aber nur können, wenn er schon als Schüler die vier Hauptforderungen einer guten Politik erkannt hat. Er muß nämlich einsehen, 1. daß das wichtigste Werk des Herrschers die Unterzeichnung der Fundamentalartikel zur Herbeiführung

---

[1]) Ouvr. VI, 227. — [2]) Ouvr. VI, 250. — [3]) *Sallwürk*, Fénelon, 57 f. — [4]) *Lavisse* VIII[1], 439.

einer europäischen Allianz ist: 2. daß es im Interesse des Staates liegt, wenn sich die fähigsten Geister der Politik zuwenden; 3. daß nur durch die Methode des »scrutin perfectionné« die Regierung des Landes in wünschenswerter Weise geschehen kann und endlich 4. daß die Erziehung des künftigen Geschlechtes von größter Wichtigkeit für sein Land ist.[1])

Der Unterricht, den der Prinz während der Schulzeit erhält, ist als Vorbereitung für seinen Beruf durchaus noch nicht genügend. Es ist nötig, daß er noch nach seinem siebzehnten Jahre jeden Morgen mindestens zwei Stunden der Lektüre moralphilosophischer und politischer Schriften widmet. Jede Woche soll dann in einer conférence, der die früheren Lehrer und einzelne ehemalige Mitschüler beiwohnen, über das Gelesene diskutiert werden. Der Nachmittag kann mit mancherlei anderen Übungen ausgefüllt werden (Jagd, Reiten, militärische Exerzitien). Und wenn es dem Prinzen auch nicht verwehrt werden soll, an den Vergnügungen des Hofes teilzunehmen, so muß er es sich doch zur Pflicht machen, seine Beteiligung an den festlichen Veranstaltungen nicht bis in zu späte Nachtstunden auszudehnen, damit die am Morgen betriebenen Studien nicht darunter leiden.

So trefflich diese Ausführungen sind, so kann doch ein Bedenken nicht unterdrückt werden: die Einrichtung der vom Abbé geplanten Prinzenschule könnte die Gefahr mit sich bringen, daß auf die Bedürfnisse der Mitschüler des zukünftigen Fürsten zu wenig Rücksicht genommen, sie vielmehr als Mittel zu einem Zwecke dienen.

B. Bildung des weiblichen Geschlechts.

Die wichtige Stellung, die der französischen Frau seit dem 17. Jahrhunderte in der Gesellschaft eingeräumt war, könnte auf den Gedanken führen, daß die weibliche Bildung in jener Zeit der Gegenstand besonderer Auf-

[1]) Ouvr. VI, 95 ff.

merksamkeit gewesen sei. Das ist jedoch nur in sehr bedingtem Maße und nicht einmal für die bevorzugtesten Kreise zutreffend. Dieser Mangel erklärt sich aus der höchst engherzigen Auffassung, die man von der Natur des Weibes und seiner Bestimmung hatte. Die beste Erziehung, die man den Mädchen geben zu können glaubte, war eine religiöse, abgeschlossen klösterliche. Diesem Erziehungsgeschäfte hatten sich die kirchlichen Kongregationen schon seit dem 16. Jahrhunderte gewidmet; im 17. Jahrhunderte standen diese Erziehungsinstitute in besonderer Blüte.[1]) St. P. ist mit der Erziehung, wie sie in den Klöstern ausgeübt wurde, durchaus unzufrieden. Er sagt darüber folgendes: »Allerdings nehmen mehrere Klöster Pensionärinnen in Erziehung; aber da dies nicht der Hauptzweck in der Beschäftigung der guten Nonnen ist, so darf man sich nicht wundern, wenn sie von den Mitteln, mit denen man den Mädchen eine ausgezeichnete Erziehung verschaffen kann, so geringe Kenntnis haben, daß beim Verlassen dieser Häuser die jungen Mädchen in den gewöhnlichsten und wichtigsten Dingen unwissend sind, wenig Intelligenz und vernünftige Überlegung haben und an ein tugendhaftes Verhalten nicht gewöhnt sind . . .«[2]) Mit dieser Klage hat der Abbé durchaus recht, denn es braucht nicht erst erwähnt zu werden, »daß die eigentlichen Studien sehr vernachlässigt und den geistlichen Übungen geopfert wurden.«[3])

In der Geschichte der französischen Mädchenerziehung sind zwei Tatsachen am Ausgange des 17. Jahrhunderts von weittragender Bedeutung: die Veröffentlichung der Fénelonschen Schrift »de l'éducation des filles« (1687) und die Gründung des »Königlichen Hauses von St. Cyr« (1688). Die Schrift Fénelons faßt in erster Linie die

---

[1]) Eine vollständige Liste dieser Kongregationen findet sich in *Ravelet*, l'Histoire du vénérable J.-B. de la Salle, 58ff.

[2]) Ouvr. IV, 269. — [3]) *Compayré*, Hist. etc. I, 338.

private Erziehung adeliger Kreise ins Auge; war sie doch geschrieben auf Bitten des Herzogs von Beauvilliers; sie sollte ihm und der Herzogin Anweisungen geben für die Erziehung ihrer acht Töchter. Bei allen hohen Vorzügen, die diesem Werke eignen, hat doch auch Fénelon noch kein hohes Ideal weiblicher Bildung vor sich. Compayré urteilt mit Recht: »Es ist in diesen Theorien mehr Geringschätzung als Achtung des weiblichen Geschlechts, das zu halber Unwissenheit verurteilt ist.«[1]) Wir werden sehen, daß St. P. in prinzipiellen Fragen einen Gegensatz zu Fenelon bildet. — Über die Gründung von St. Cyr äußert sich der Abbé mit Worten höchster Anerkennung. Noch in den Annales nennt er diese Schule ein Denkmal, das die Gründerin, Frau von Maintenon, ihrer Frömmigkeit und ihrem trefflichen Geiste gesetzt habe.[2]) Gleichwohl kann er die Erziehung, wie sie in diesem Hause geübt wurde, nicht in allen Stücken billigen.

Gegenüber diesen beiden Vorbildern betont St. P. zunächst die Notwendigkeit einer für breitere Schichten zu schaffenden Bildungsgelegenheit. Während Fénelon nur für die Töchter einer fürstlichen Familie geschrieben hatte und in St. Cyr zum größten Teile die Töchter armer adeliger Familien aufgenommen wurden, will der volksfreundliche Abbé Mädchenschulen auch für andere Volkskreise errichtet wissen. Und zwar leitet er diese Notwendigkeit aus sozialen Gründen ab. Die Frau hat in der Familie eine hohe Mission zu erfüllen; sie ist die Seele der Familie; ihr liegt nicht nur die Verwaltung des Haushaltes ob, sondern sie ist es auch, die den Kindern die ersten Züge der Bildung verleiht.[3]) »Es ist von so hoher Wichtigkeit für ein Haus, so lauten seine Worte, wenn eine tugendsame und kluge Hausmutter darin waltet, daß ich gern das Sprichwort adoptiere: ‚ce sont les femmes qui font et qui défont les

[1]) *Compayré*, a. a. O. I, 356. — [2]) Ann. pol. II, 509. — [3]) Oeuvr. div. I, 82.

maisons'.« [1]) Schon daraus ergibt sich, welch großes Unrecht ein Staat begeht, wenn er die Erziehung der künftigen Mütter vernachlässigt.[2]) Und noch eine andere Erwägung stellt St. P. an. Er weiß aus Erfahrung, — aus seinem Verkehr in gesellschaftlichen Kreisen — welch hohen Einfluß die Frau auf die Entschließungen ihres Mannes und damit indirekt auf die öffentlichen Verhältnisse auszuüben vermag; auch diese Tatsache macht die Sorge für eine bessere Frauenbildung zur sozialen Pflicht.[3])

Was die moralische Bildung der Mädchen anlangt, so finden wir die gleichen Vorschläge wie in der Erziehung für die Knaben. Kleine Veränderungen ergeben sich aus dem Unterschiede der Geschlechter. So wird beispielsweise auf Ordnungsliebe und Sauberkeit ein ganz besonderer Nachdruck zu legen sein; bei der Lektüre und im geschichtlichen Unterricht müssen in erster Linie hervorragende Frauengestalten behandelt werden, und hinsichtlich der »scènes vertueuses« greift St. P. zurück zu den Aufführungen der »Esther« und der »Athalie«, wie sie in den ersten Zeiten in St. Cyr beliebt waren.

Noch schärfer wird bei der intellektuellen Bildung und im Unterrichte überhaupt der Gegensatz zu den Knabenschulen hervorgehoben. Da das junge Mädchen einst als Mutter und Hausfrau das Hauswesen zu leiten hat, so finden natürlich die Gegenstände der Haushaltungskunde in erster Linie Berücksichtigung.[4]) Dieser Unterricht darf aber nicht nur theoretisch erteilt werden, sondern die jungen Mädchen sollen die Wirklichkeit kennen lernen. Es wird von ihnen verlangt, daß sie als Gehilfinnen der Hausverwalterinnen die Ausgaben eintragen und die Rechnungen prüfen, damit sie Kenntnis erlangen von den Preisen der Lebensmittel, den Arbeitsleistungen der Handwerker und schließlich auch von den

[1]) Oeuvr. div. II, 96. — [2]) Oeuvr. div. II, 97. — [3]) Oeuvr. div. II, 95f. — [4]) Oeuvr. div. II, 134.

mannigfachen Betrügereien der Kaufleute. Schon als Schülerinnen sollen sie lernen, Lob und Tadel an die Dienstboten auszuteilen; »denn, fügt St. P. launig hinzu, als Mütter müssen sie dann auch von Zeit zu Zeit die Kinder und Dienstboten — damit sie gut gehen — ‚aufziehen', so wie der Uhrmacher seine Uhren aufzieht«.[1]) Es ist ferner wünschenswert, daß sie Kenntnis von den gebräuchlichsten Heilmitteln haben und sich auf ihre Herstellung verstehen, um bei leichten Krankheiten und Verletzungen hilfreich eingreifen zu können.[2])

Die Erziehung der Frau ist aber nicht beendet, wenn sie zu einer sparsamen, klug berechnenden Verwalterin des Haushaltes herangebildet ist. Über dieser rein praktischen Bildung darf ihr geistiges Leben nicht vernachlässigt werden, denn sie soll einst auch den geistigen Mittelpunkt des Hauses bilden und dem Manne eine Gesellschafterin sein. Der Unterricht muß daher auf eine höhere Geistesbildung hinzielen, die nach St. P.s Meinung zunächst durch Unterricht in den realistischen Fächern erreicht wird. Schon im achten Jahre sollen die Mädchen die geographischen und geschichtlichen Verhältnisse der Heimatprovinz, später dann die des Landes und der europäischen Staaten kennen lernen. Mit fünfzehn Jahren wird die Zeitung gelesen, wobei man die Orte auf der Karte aufsuchen läßt. St. P. will also, daß auch den jungen Mädchen die Ereignisse, die sich draußen abspielen, keine fremde Welt bleiben. Die Unterweisung in Astronomie, Physik und Anatomie dient, wie wir bereits gesehen haben, den besonderen Zwecken der Aufklärung.

Neben der realistischen wird die literarische und ästhetische Bildung nicht versäumt, ja sie wird noch stärker betont als in der Knabenerziehung. Durch reich-

[1]) Oeuvr. div. II, 135.

[2]) Oeuvr. div. II, 143. — Goumy scheint diese Stelle übersehen zu haben, denn er tadelt, daß St. P. von den künftigen Müttern nicht einige medizinische Kenntnisse fordere. *Goumy*, 251.

lich betriebene Lektüre soll den Schülern das Interesse für edle Beschäftigungen eingepflanzt werden; dadurch wird erreicht, daß sie auch nach der Schulzeit Freude an guten Büchern haben. »Wenn die Damen, sagt er in seiner an eine hochstehende Dame gerichteten ‚lettre sur les extraits', nicht schon mit zwanzig Jahren angefangen haben, ihre Vernunft durch Auszüge aus guten Büchern zu üben und weiterzubilden, so bleiben sie ihr ganzes Leben über viele Dinge in kindlicher Unwissenheit, sie verdienen schließlich nur als Klatschmäuler (caillettes de quartier) bezeichnet zu werden ... Denn der Geist veredelt sich nur durch den täglichen Umgang mit hochstehenden Geistern oder wenigstens mit ihren Werken.« [1]) St. P. denkt allerdings bei dieser Lektüre — das hebt er nachdrücklich hervor — nicht an Romane, Komödien und Märchen, sondern an philosophische, naturwissenschaftliche und politische Werke.[2])

Welche Wirkung wird nun eine solche Erziehung haben? Ganz sicherlich wird einer Frau, die in der Jugend schon in die Praxis der Haushaltung eingeführt worden ist, die Verwaltung ihres eigenen Hauses Freude bereiten, und sie wird eine Ehre darin suchen, das Vertrauen ihres Mannes zu erwerben.[3]) Wenn sie nun neben dem Interesse für den Haushalt und die Pflege der Kinder als Frucht ihrer Erziehung den Sinn für geistige Beschäftigung mitbringt, so wird ihr Leben mit so wertvollen Dingen erfüllt sein, daß sie sich nach zweifelhaften Mitteln, die die Langeweile vertreiben, — Visiten, Theaterbesuchen, Hasardspiel, — nicht umsehen wird. Eine Frau, die nach den Grundsätzen des Abbé erzogen ist, wird endlich ihrem Manne eine gleichstehende Gefährtin sein, die an den täglichen Ereignissen seines Berufes Anteil nimmt und imstande ist, mit ihm eine ernste Unterhaltung zu führen. Wenn auch nicht deut-

---

[1]) Ouvr. XIV, 15. — [2]) Ouvr. XV, 173ff. — [3]) Oeuvr. div. II, 136.

lich ausgesprochen, so leuchtet doch aus diesen Ausführungen der Gedanke heraus, daß durch die wirtschaftlichen und geistigen Vorzüge der Frau der Gatte wieder Sinn für das Familienleben gewinnen wird, statt den Zerstreuungen außer dem Hause nachzugehen.

Eine Rückschau lehrt uns, daß die Vorschläge St. P.-s gegenüber seinen Vorgängern einen doppelten Fortschritt bedeuten: sowohl in der Ausdehnung der Bildung auf weitere Kreise, als auch in der qualitativen Veränderung der Erziehung. Zunächst ist der Unterricht und das Ziel der weiblichen Bildung bei ihm rein weltlich. Wenn er die religiöse Unterweisung auch im Mädchenunterricht beinahe im Ethischen aufgeben läßt und das Ziel nicht in der Erziehung zur Klosterschwester, sondern einzig und allein in der Heranbildung zur Frau und Mutter sieht, so steht er mit dieser Auffassung im noch stärkeren Gegensatze zu der herrschenden Meinung als bei den Ansichten über die Knabenerziehung. »Man erzog die Mädchen mehr für den Himmel als für die Erde«, sagt Compayré. Das gilt nicht etwa nur von der Erziehung, wie sie in Port Royal geübt wurde, sondern man spürt den Hauch dieses Geistes auch bei der Lektüre der Fénelonschen Schrift. Da soll den Mädchen gezeigt werden, »das die Ehe ein sehr heiliger und sehr ehrbarer Stand ist, wenn auch weniger vollkommen als der jungfräuliche«.[1]) Faßt aber das zarte Kind etwa den folgenschweren Entschluß, den Schleier zu nehmen und so den ihm als vollkommener gepriesenen Stand zu erwählen, so erhält die Mutter den Rat: »... Richte von diesem Augenblicke an ihre ganze Erziehung auf diesen Stand, nach welchem sie trachtet ... Vergiß ... nichts, damit in ihrem Herzen keinerlei Neigung für die Eitelkeiten der Welt zurückbleibe, wenn sie dieselbe verlassen wird ... Decke ihr ... die Stacheln auf, welche unter der falschen Lust, die die Welt gibt, verborgen

[1]) *Sallwürk*, Fénelon, 162.

sind: zeige ihr Menschen, welche in der Welt in aller Lust unglücklich sind.«[1]) Dagegen halte man St. P.s Proteste gegen die Aufnahme junger Novizen in den Klöstern.[2]) Auch in St. Cyr hatte die Erziehung, wenn sie auch nicht so klösterlich war wie in Port Royal, doch einen überwiegend religiösen Charakter.[3]) Denn auch hier rechnete man darauf, daß ein großer Teil der Mädchen den »heiligen Beruf« der Nonne ergreifen würden. In späterer Zeit hatte sich dieser Charakter noch vertieft. Als nämlich nach der Aufführung der »Esther« zutage getreten war, daß die Schaustellungen einen ungünstigen Einfluß auf die jungen Mädchen ausübten, änderte M^me^ de Maitenon die Richtung der Erziehung und geriet in die entgegengesetzte. Voller Mißtrauen gegen die literarische und schließlich jede intellektuelle Bildung, schränkte sie den Unterricht auf Handarbeit und die Lektüre religiöser Erbauungsschriften ein.[4])

Auch hinsichtlich der geistigen Bildung der Frau steht dem Abbé ein höheres Ideal vor Augen als Fleury, Fénelon und der Gründerin und geistigen Leiterin von St. Cyr. Fleury nennt als Unterrichtsgegenstände für die Mädchen nur Religion, Moral, Grammatik, Rechnen und Haushaltung. Im 38. Kapitel seiner Erziehungsschrift schreibt er folgendes: »Elles se peuvent passer de tout le reste des études, du latin et des autres langues, de l'histoire, des mathématiques, de la poésie et de toutes les autres curiosités.«[5]) Man vergleiche auch den gewiß nicht weitherzigen Ausspruch der geistig hochstehendem M^me^ de Lambert: »Les femmes doivent avoir sur les sciences une pudeur presque aussi tendre que sur les vices.«[6]) Fénelons Meinung endlich wird illustriert

---

[1]) *Sallwürk*, a. a. O. 185f. — [2]) cf. S. 46 dieser Arbeit. — [3]) *Compayré*, Hist. etc. I, 338. — [4]) *Compayré*, a. a. O. I, 345.

[5]) Zitiert bei *Compayré*, a. a. O. I, 338.

[6]) Zitiert bei *Goncourt*, La femme au 18^e^ siècle (Ch. X. L'âme de la femme), 427.

durch folgende Worte: »Das wackere Weib spinnt, schließt sich in seinen Haushalt ein, schweigt, glaubt und gehorcht; es disputiert nicht gegen die Kirche.« [1])

Man darf bei der Würdigung der Anschauung St. P.s nicht übersehen, daß auch er noch nicht einen pädagogisch vorgebildeten Stand der Erzieherinnen fordert. Doch kann ein Ansatz darin erblickt werden, daß die in den Klöstern lebenden Damen eben nicht mehr in den Andachtsübungen, sondern in der erzieherischen Tätigkeit ihre Aufgabe erblicken sollen. Sein Wunsch ist, daß vor allem verwitwete Frauen sich dem Erzieherberufe widmen möchten. [2]) Zum Zwecke einer besseren Organisation und einheitlichen Gestaltung des Mädchenschulwesens verlangt er, daß auch dieses gerade so wie die Knabenschulen der obersten Schulbehörde unterstellt werden solle. [3])

Der Vorwurf, daß der Abbé bei seiner Internatserziehung die Kinder schon im zarten Alter der Familie entzieht, muß auch hier wieder erhoben werden. Es ist befremdlich, daß dem Abbé der Widerspruch in seinen Gedanken über die weibliche Erziehung nicht zum Bewußtsein gekommen ist. Wie kann er von den Frauen einst innige Hingebung an das Familienleben erwarten, wenn er die fünf Jahre alten kleinen Mädchen bereits dem Elternhause entreißt? Und welche Zumutung an die Mutter, die mit wahrer Liebe an ihrem Kinde hängt und es in ihrer Obhut aufwachsen und aufblühen sehen will, eben dieses Kind in zartestem Alter von sich zu geben! Zugegeben auch, daß die tatsächlichen Verhältnisse der häuslichen Erziehung seiner Zeit schlecht genug waren, so hätte er nicht unterlassen dürfen, die Internatserziehung nur als einen Notbehelf zu bezeichnen und das Ideal eines besseren Familienlebens ins Auge zu fassen.

---

[1]) *Sallwürk*, Fénelon (XII. Kapitel).
[2]) Oeuvr. div. II, 137 f. — [3]) Oeuvr. div. II, 156.

C. Volksbildung.

Was bisher von den pädagogischen Ansichten St. P.s mitgeteilt worden ist, bezog sich auf die Erziehung der bevorzugteren Klassen des Volkes. Wir sahen, daß er die Bildung auf weitere Kreise zwar ausgedehnt wissen will und die Gründung und Vermehrung der Schulen anregt, aber diese Vorschläge konnten doch den untersten Volksschichten noch nicht zugute kommen. Es konnte aber dem Volksfreunde, der für die wirtschaftliche Besserung der unteren Klassen so lebhaft eintritt, nicht entgehen, welche Bedeutung die geistige Hebung dieser Volkskreise besitzt. Wenn er darauf dringt, so tut er das nicht als erster. Schon die Gründung der »Frères des Ecoles chrétiennes« durch den frommen Baptiste de la Salle und die Bemühungen des Lyoner Geistlichen Charles Démia[1]) zielten auf eine Unterweisung armer Kinder ab. Indessen war alles, was hier geschah, lediglich private Wohltätigkeit; auch handelte es sich — wenigstens bei der Arbeit Démias — nur um örtlich begrenzte Einrichtungen, die ihren Gründer nicht überlebten. Dagegen hebt St. P. die Gründe hervor, die es als Pflicht des Staates erscheinen lassen, sich um die Bildung der armen Bevölkerung zu sorgen, und mahnt die Träger der Regierung an die Erfüllung dieser Verpflichtung. »Es genügt keineswegs, sagt er, daß in einem Volke eine kleine Zahl von Geistern . . . in der Vernunfterkenntnis fortschreitet; was am meisten nottut, ist, daß die Allgemeinheit der Nation in gleicher Zeit einen Fortschritt macht, der dem dieser ersten Geister proportional ist.« [2]) Die Vorteile einer besseren Bildung der unteren Schichten würden sehr bald fühlbar werden: es würden die Klagen über die schlechten Dienstboten, die nicht lesen und schreiben können, über Handwerker, die nicht einmal eine Rechnung aufsetzen können, bald schwinden.

[1]) cf. hierzu *Compayré*, Charles Démia et les origines de l'enseignement primaire.

[2]) Ouvr. IV, 117.

Aber es stehen noch höhere Werte auf dem Spiele. Von der besseren Bildung der Arbeiter hängt die Steigerung der gewerblichen Tätigkeit und dadurch die Erhöhung der Macht und des Wohlstandes des Landes ab.[1]) Und von welch hoher Warte aus der Abbé die ganze Bildungsfrage betrachtet, kann man am klarsten aus folgenden Worten erkennen: »Oft genug werden unter dem niedrigen Volke ausgezeichnete Geister geboren, die in den Wissenschaften und Künsten große Fortschritte gemacht haben würden, wenn ihnen in ihrer Kindheit eine ausreichende Bildung vermittelt worden wäre.« [2]) Hier blitzt doch schon der Gedanke auf, den unteren Schichten den Aufstieg zu ermöglichen, und ein wichtiger Grundsatz sozialer Politik erhält hier Ausdruck, nämlich, daß es dem Staate nicht gleichgültig sein darf, wenn die in den niederen Klassen schlummernden Intelligenzen verloren gehen.

In welcher Weise der Unterricht insbesondere auf dem Lande (denn dort war der Notstand am größten) vor sich zu gehen hat, darüber spricht sich St. P. nicht in einheitlichem Sinne aus. In einer seiner Abhandlungen[3]) überträgt er diese Aufgabe den Geistlichen. Da soll der Pfarrer mit seinem Vikar für die Überweisung der Leute sorgen, so daß der Vikar die Kinder bis zum 15. oder 16. Jahre hauptsächlich im Lesen und Schreiben unterrichtet, der Pfarrer sich der Erwachsenen annimmt.[4]) Am Sonntag findet die moralische Unterweisung statt. Der Vikar unterrichtet hierbei die Kinder und jungen Leute vom zehnten bis achtzehnten Jahre in zwei Abteilungen, der Pfarrer belehrt die Erwachsenen durch eine halbstündige Ansprache.[5]) — An anderer Stelle verwendet sich St. P. für die Anstellung von Schullehrern, die die Knaben, und von Lehrerinnen, die die Mädchen unterrichten.

[1]) Ouvr. XIII, 362. — [2]) Ouvr. VII, 43.

[3]) Proj. pour le perfectionnement du clergé en France; Ouvr. XVI, 76ff.

[4]) Ouvr. XVI, 78f. — [5]) Ouvr. XVI, 82.

Dabei äußert er: »Es liegt im Interesse des Staates, die Landschulen (petites écoles) zu vermehren und den Lehrern ausreichende Besoldung zu geben ...« [1]) Während die weiblichen Lehrkräfte von den Kongregationen der Grauen Schwestern gestellt werden sollen, spricht er sich nicht darüber aus, woher sich die »maitres d'école« rekrutieren werden. Es soll für jedes Kirchspiel von 200 Familien ein Lehrer angestellt werden, und auf einen Bezirk von 800 Familien sollen zwei bis drei Lehrerinnen kommen. Zu ihrer Besoldung, die mindestens 150 fr., abgesehen von der Wohnung, betragen muß, haben die Geistlichen (Pfarrer, Bischöfe, Äbte usw.) nach einer bestimmten Norm beizusteuern. [2])

Wollen wir ermessen, wie weit der Abbé in diesen pädagogischen Forderungen und seiner sozialpolitischen Einsicht seiner Zeit voraus war, so ist es nicht nötig, auf Fleury zurückzugehen, der mit kühlen Worten erklärt: der Unterricht im Lesen und Schreiben sei für die armen Leute durchaus nicht nötig. [3]) Mangelt doch das Verständnis für die Wichtigkeit der Volksbildung selbst hervorragenden Geistern des 18. Jahrhunderts. In dem Briefe an Damilaville vom 1. April 1766 spricht Voltaire seine Ansicht über die Volksbildung mit folgenden Worten aus: «... Ich fürchte, daß dieser Menschenschlag (die populace) niemals die Zeit und die Fähigkeit hat, sich zu unterrichten; ja, es erscheint mir sogar notwendig, daß es unwissende Teufel gibt...« [4]) Auch der schon mehrfach erwähnte französische Politiker La Chalotais, der als Prokurator des Parlaments bei der Vertreibung der Jesuiten lebhaft beteiligt war und in seinem Erziehungsplane von 1763 [5]) sehr beachtenswerte Vorschläge über die Neugestaltung des französischen Schulwesens macht, ist doch noch weit entfernt, unter der

---

[1]) Ouvr. VII, 43. — [2]) Ouvr. XIII, 366f. — [3]) *Compayré*, Hist. etc. I, 377. — [4]) Zitiert bei *Hettner*, II, 213.

[5]) »Essai d'Education nationale ou plan d'Etudes pour la jeunesse.«

von ihm vertretenen »nationalen Erziehung« auch die intellektuelle Hebung der unteren Volksklassen zu verstehen; denn auch er vertritt die Meinung, aus dem gemeinen Volke brauche niemand lesen und schreiben zu lernen.[1])

Schlußbemerkungen.

Damit sind wir an den Schluß unserer Betrachtungen gelangt. Da wir zu den verschiedenen pädagogischen Problemen, die der Abbé de St. P. anregt, schon kritisch Stellung genommen haben, kann es sich in den folgenden abschließenden Worten nur darum handeln, noch einmal auf die Stellung St. P.s in der Pädagogik seiner Zeit hinzuweisen und eine Antwort auf die Frage zu finden, welche Forderungen sich in der Zukunft als wirksam erwiesen haben.

Um einen richtigen Standpunkt für die Würdigung St. P.s zu gewinnen, muß man sich stets vor Augen halten, daß er seine pädagogischen Reformschriften verfaßt hat, ehe die Welt durch das Erscheinen des »Emile« in so nachdrücklicher Weise auf das Erziehungsproblem hingewiesen worden war. Wer nach Rousseau über Erziehungsfragen schrieb, mußte sich mit dem großen Anreger auseinandersetzen; wie mancher pädagogische Schriftsteller ist dadurch über sich selbst hinausgehoben worden! St. P. dagegen fußt auf der Pädagogik des 17. Jahrhunderts. Wenn wir auch aus seinen Schriften keinen deutlichen Anhalt finden konnten, inwieweit er sich fremdes Gedankengut zu eigen gemacht hat, so dürfen wir ihn doch zu den Vertretern einer naturgemäßen Pädagogik rechnen.[2]) Seine Pädagogik charakterisiert sich in erster Linie durch die scharfe Frontstellung gegen das von den Jesuiten ausgebaute Lehr-

---

[1]) *E. Künold*, C. de la Chalotais etc. 32.

[2]) Über diese cf. *Barth*, Gesch. der Erziehung, 326ff.

und Erziehungssystem. Wir sahen, wie er überall gegenüber den sprachlich-formalistischen Übungen das Prinzip der Anschauung und die Wichtigkeit des Sachwissens betont, wie er gegenüber dem Gedächtnisdrill das selbsttätige Denken fordert. Die Belohnung ist in seinen Augen ein wertvolleres Erziehungsmittel als die Strafe. Gegenüber dem Drucke, der bisher in der Erziehung herrschte, schwebt ihm als Ideal vor Augen, daß ein froher und heiterer Geist durch die Schule wehe, daß Erholung und Arbeit wechsle und daß der Unterricht bis zu einem gewissen Grade den Charakter des Spieles trage. Nähert er sich mit diesen Gedanken den Ansichten Lockes, so tritt er doch mit der Empfehlung der Schulerziehung, der Erziehung in sozialer Gemeinschaft in einen starken Gegensatz zu der individualistischen Pädagogik des englischen Philosophen.

Schwächen und Irrtümer seiner pädagogischen Theorie und Praxis traten uns im Laufe der Untersuchung wiederholt entgegen. Die wichtigsten dürfen wir sehen in der ethizistischen Zielstellung, die zu einer Überschätzung des Wertes moralischer Belehrung und schließlich zu einer moralischen Überfütterung führen mußte; — in der Geringschätzung der literarischen Bildung; — in dem planlosen Durcheinander der Unterrichtspläne. Natürlich wäre es leicht, noch auf andere Mängel hinzudeuten. Wenn man ihm aber die mangelnde Pflege des Naturgefühls, die Unterschätzung des Unbewußten und Naiven zum Vorwurf machte, so würde man doch in den Fehler verfallen, ihn vom Standpunkte der nach-rousseauschen Pädagogik zu beurteilen.

Herder vergleicht einmal den Abbé de St. P. mit Comenius. »In ihrem Ziel, heißt es bei ihm, treffen beide zusammen, und dieses ist das Wohl der Menschheit. Ihm weihten beide, obwohl auf den verschiedensten Wegen, alle ihre Gedanken und Bestrebungen ... Beide haben eine schöne Klarheit des Geistes, eine beneidenswerte Ordnung und Einfalt der Gedanken; sie sind von

allem Leidenschaftlichen so fern und los . . .«[1]) Man kann ohne Zweifel auch Berührungspunkte in ihrer Pädagogik herausfinden. Gleichwohl darf der Grundunterschied beider Männer nicht übersehen werden. Dem französischen Pädagogen fehlt die tiefe Innerlichkeit, das Bewegtsein im Grunde der Seele, der christlich-theologische Pessimismus ebenso wie der poetische Zug, der zu einer mit jedem Aufklärungsgedanken in Widerspruch stehenden Weltbeseelung und zu metaphysischem Harmonismus führt.

In vielfacher Hinsicht ist St. P. über seine Vorgänger und über seine Zeitgenossen auch auf pädagogischem Gebiete kühn hinausgegangen. Wir konnten dies zunächst konstatieren, als wir seine Stellung zur Kirche und zur religiösen Unterweisung der Jugend ins Auge faßten. Wir fanden als Konsequenzen seiner antiklerikalen Gesinnung die Zurückdrängung der kirchlich-dogmatischen Unterweisung und die Einsetzung eines nicht von supranaturalistischen Voraussetzungen ausgehenden Moralunterrichts. Diese Forderung am Beginn des 18. Jahrhunderts auszusprechen, in einer Zeit, wo das gesamte Schulwesen Frankreichs noch durchaus von der Orthodoxie beherrscht war, erscheint als eine Kühnheit, die auch durch die leisen Verdeckungen, zu der sich der Abbé genötigt sah, nicht geringer wird. Wie sonderbar nimmt es sich aus, wenn Goumy dem Abbé in spöttischen Worten folgende Vorwürfe macht: seine Ansicht gehe dahin, daß man die Tugend erlernen könne wie Latein oder Geometrie; die Schüler würden also zwischen einer Turn- und Physikstunde ihre Morallektion erhalten . . . Die Konsequenz dieses törichten Grundsatzes sei, Lehrer für die Tugend ebenso anzustellen wie Mathematiklehrer; schon diese Konsequenz genüge, um das Prinzip zu beurteilen . . .[2]) Es ist fast als eine Ironie zu bezeichnen, daß dieser als absurd bezeichnete Gedanke

[1]) *Herder*, Werke (*Suphan*) 17, 277. — [2]) *Goumy*, 233.

der »instruction morale« gerade in dem Vaterlande Goumys zur Tat geworden ist. Man wird in der Geschichte des Moralunterrichts den Abbé nicht übergehen dürfen, denn wenn auch nach ihm lebende Pädagogen, wie La Chalotais, Diderot, Condorcet und andere den Gedanken noch schärfer herausgearbeitet haben, so wird doch St. P. als einer der ersten gelten dürfen, die den Begriff der »école laïque« erfaßt haben. Es kann dagegen auch nicht eingewendet werden, daß St. P. den Unterricht in den Händen der kirchlichen Orden belassen will. Denn wir fanden ja, daß er eine vom Staate vorzunehmende Umwandlung dieser kirchlichen Gesellschaften wünscht, nichts weniger nämlich, als das Aufgeben ihrer eigensten Zwecke zugunsten einer kirchlich indifferenten Unterrichtstätigkeit.

Als eine weitere Anregung, die aus den Programmen der späteren Pädagogen nicht mehr geschwunden, erscheint St. P.s Forderung einer politischen Belehrung der Schüler. In dem Vaterlande des Abbé ist der enseignement civique seit 1870 unter die Lehrgegenstände sogar der Primärschulen aufgenommen worden, und in der deutschen Pädagogik ist der bürgerkundliche Unterricht gerade in unserer Zeit Gegenstand eifriger Diskussion.

Als den letzten weittragenden Gedanken wollen wir endlich noch einmal die Anregung hervorheben, die dahin ging, daß eine staatliche Schulbehörde als Mittelpunkt für das gesamte Unterrichtswesen eingerichtet werden sollte. Hiermit wird der Überzeugung Ausdruck gegeben, daß die Errichtung der Schulen Staatsangelegenheit sein müsse. Dem Staate wird die Verpflichtung auferlegt, für eine ausreichende Bildung aller Volkskreise zu sorgen. Diese Auffassung äußert sich hier zum ersten Male in der Geschichte der französischen Pädagogik. Es ist interessant zu beobachten, wie von nun an diese Forderung von Staatsmännern und Politikern vertreten und überhaupt die Pädagogik von jetzt an in immer engere Beziehung zur Politik gesetzt wird.

Inwieweit die pädagogischen Schriften des Abbé zur Durchsetzung dieser Ideen beigetragen haben, wird schwer zu ermitteln sein; wir dürfen nur soviel sagen, daß in den wenig beachteten und unscheinbaren Werken doch ein Programm aufgestellt ist, für dessen Verwirklichung die Zeit, da es geschrieben wurde, noch nicht reif war. St. P. ist der erste der französischen Pädagogen, der nicht bloß wie seine Vorgänger über die Erziehung eines einzelnen Standes geschrieben hat, sondern der das Bildungsproblem in seiner ganzen Bedeutung und in seinem vollen Umfange erfaßte. Aber erst in den Stürmen der Revolution erzwang sich das französische Volk die Anerkennung der »Menschenrechte«, die Voraussetzung einer allgemeinen, alle Schichten des Volkes umfassenden Bildungsgelegenheit. Die heutige weltliche französische Staatsschule — so darf man ohne Übertreibung sagen — ist nichts anderes als die letzte Konsequenz der Forderungen des Abbé de St. Pierre.

Literatur.

I. Quellenschriften.

Von den Werken des Abbé de Saint-Pierre sind die folgenden benützt worden:

1. Oeuvres diverses.[1]) Paris, Briasson, 1730. 2 Bde. (Kgl. Bibl. zu Dresden.)
2. Ouvrages de Politique et de Morale.[2]) Rotterdam, Jean Daniel Béman, 1733—1741. 16 Bde. (Kgl. Bibl. zu Dresden.) Der Titel der einzelnen Bände ist nicht der gleiche. Es erschienen:
   Bd. 1—5 als Ouvrages de Politique.
   Bd. 6—11 als Ouvrages Politiques.
   Bd. 12—16 als Ouvrages de Morale et de Politique.
3. Projet de Traité pour rendre la Paix perpétuelle . . .[3]) Utrecht, Antoine Schouten, 1716—1717. 3 Bde. (Münchener Hof- und Staatsbibl.)
4. Discours sur la Polysynodie.[4]) Amsterdam, du Vollard et Changuion, 1719. (Kgl. Bibl. zu Dresden.)
5. Projet de Taille tarifée. Paris 1723. 2 Teile. (Kgl. Bibl. zu Dresden.)
6. Annales politiques. London 1757. 2 Bde. (Kgl. Bibl. zu Dresden.)
7. Réflexions sur l'Antimachiavel . . . Rotterdam, J. D. Béman, 1741. Mit 2 Anhängen, darunter: Anti-St.-Pierre ou Réfutation de l'Enigme politique de l'abbé de St.-Pierre, 1742. (Kgl. Bibl. zu Dresden.)

Andere Quellenwerke:

8. *d'Alembert*, Oeuvres. 18 Bde. (Univ.-Bibl. zu Leipzig.) (Eloge de l'abbé de St.-Pierre in Bd. XI, p. 103 ff.)
9. *d'Argenson*, Considérations sur le Gouvernement ancien et présent de la France. Amsterdam, Marc Michel Ray, 1764. (Univ.-Bibl. zu Leipzig.)

---

[1]) Zitiert als Oeuvr. div.
[2]) Zitiert als Ouvr. I, II usw. (St.-Pierre schreibt: »Ouvrajes«).
[3]) Zitiert als Paix perp. — [4]) Zitiert als Polys.

10. *d'Argenson*, Mémoires et Journal inédit. (Neudruck, Jannet.) 5 Bde.
11. *Marmontel*, Oeuvres posthumes. Paris an XIII (1805) (bes. Bd. V und VI, Régence du Duc d'Orléans).
12. *Voltaire*, Oeuvres complètes. Paris, Garnier. 52 Bde.
13. *Rousseau*, Oeuvres complètes. Paris, Hachette. 13 Bde.
14. *George Sand*, Histoire de ma vie. Paris (1855). 10 Teile.

II. Literatur zum I. Teile.

1. *M. G. de Molinari*, L'Abbé de Saint-Pierre; sa vie et ses oeuvres. Paris 1857.
2. *E. Goumy*, Etudes sur la vie et les écrits de l'Abbé de St.-Pierre. Paris 1859.
3. *Ed. Hertz*, Der Abbé de St.-Pierre (Aufsatz in den »Preußischen Jahrbüchern«, 62. Bd., 465 ff.).
4. Histoire de France, publ. par *Lavisse* (Bd. VII², VIII¹ und VIII²).
5. *Janet*, Histoire de la philosophie morale et politique dans l'antiquité et les temps modernes. 1858. 2 Bde.
6. *W. Edward Hartpole Lecky*, History of the Rise and Influence of the Spirit of Rationalism in Europe. 2 Bde.
7. *Barni*, Histoire des idées morales et politiques en France au 18e siécle. 1865—67. 2 Bde.
8. Histoire de la langue et de la littérature françaises, publiée sous la direction de L. Petit de Julleville (bes. Bd. VI).
9. *Suchier* und *Birch-Hirschfeld*, Geschichte der französischen Literatur. Leipzig und Wien 1900.
10. *H. Taine*, Les origines de la France contemporaine. Paris 1876.
11. *Wilhelm Dilthey*, Das natürliche System der Geisterwissenschaften usw. Aufsätze im Archiv für Geschichte der Philosophie. Bd. V, VI, VII.
12. *Hermann Hettner*, Geschichte der Literatur im 18. Jahrh. 3 Bde. (bes. Bd. II: Gesch. der französ. Literatur im 18. Jahrh.).
13. *Paul Albert*, La littérature française au 18e siécle. Paris 1886.
14. *Sainte-Beuve*, Causeries du lundi. Bd. 15.
15. *E. et J. de Goncourt*, La femme au 18e siècle. Paris, Charpentier, 1907.
16. *Ludwig Feuerbach*, Pierre Bayle (V. Bd. der sämtl. Werke). Stuttgart 1905.
17. *Erich Schmidt*, Lessing. 2. Aufl. Berlin.
18. *David Strauß*, Voltaire. Leipzig, Kröner.
19. *Friedrich Jodl*, Geschichte der Ethik in der neueren Philosophie. 2 Bde.
20. *Richard Fester*, Rousseau und die deutsche Geschichtsphilosophie. Leipzig 1890.

21. *v. Holtzendorff*, Die Idee des europäischen Völkerfriedens (in der Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge). Berlin 1882.

III. Literatur zum II. Teile.

1. *Paul Barth*, Die Elemente der Erziehungs- und Unterrichtslehre. 2. Aufl. Leipzig 1908.
2. *Paul Barth*, Die Geschichte der Erziehung in soziologischer und geistesgeschichtlicher Beleuchtung. Leipzig 1911.
3. *G. Compayré*, Histoire critique des doctrines de l'éducation en France. 2 Bde. Paris.
4. *Georg Müller*, Unterricht und Erziehung in der Gesellschaft Jesu (in *Schmidts* Gesch. der Erziehung III).
5. *E. v. Sallwürk*, Bildung und Bildungswesen in Frankreich während des 16., 17. und 18. Jahrhunderts (in *Schmidts* Geschichte der Erziehung III und IV[1]).
6. *J. Wychgram*, Das weibliche Unterrichtswesen in Frankreich. Leipzig 1886.
7. *E. v. Sallwürk*, Fénelon und die Literatur der weiblichen Bildung in Frankreich. (Bibl. päd. Klassiker.) Langensalza 1886.
8. *Pinloche*, Die Geschichte des Philanthropinismus (deutsche Übersetzung). Leipzig 1896.
9. *Pachtler*, Ratio studiorum (in d. Monumenta Germaniae Paedagogica). 4 Bde.
10. *Ferté*, Rollin, sa vie, ses oeuvres et l'université de son temps. Paris 1902.
11. *G. Compayré*, Charles Démia et les origines de l'Enseignement primaire (in der Sammlung der »Grands Educateurs«).
12. *Künold*, Caradeux de la Chalotais und sein Verhältnis zu Basedow. Oldenburg und Leipzig 1897.
13. *Francisque Vial*, Condorcet et l'Education démocratique (in den »Grands Educateurs«).
14. *Heinzig*, Die Schule Frankreichs. Frankfurt a./M.
15. *Oscar Mey*, Frankreichs Schulen in ihrem organischen Bau und ihrer historischen Entwicklung. 2. Aufl. Leipzig 1901.
16. *Buisson*, Dictionnaire de pédagogie. Paris.

Sonstige Literatur in den Anmerkungen.

Lebenslauf.

Ich, Friedrich Erwin Dietze, ev.-luth. Konfession, bin am 11. September 1875 als Sohn des Ratssekretärs Ernst Dietze in Dresden-Pieschen geboren. Auf dem Freiherrlich von Fletcherschen Seminar in Dresden für den Lehrerberuf vorbereitet (1889—1895), amtierte ich anfangs als Hilfslehrer, später (nach Ablegung der Wahlfähigkeitsprüfung im November 1897) als ständiger Lehrer in Dresden-Cotta und Dresden-Löbtau. Im Sommer 1902 verbrachte ich einen Studienaufenthalt in Grenoble und legte im Herbste 1903 vor der Königlichen Prüfungskommission zu Dresden die Fachlehrerprüfung für die französische Sprache ab. Nachdem ich während des Schuljahres 1904—1905 eine Oberlehrerstelle am Wettiner Gymnasium zu Dresden vikariatsweise verwaltet hatte, wirkte ich von Ostern 1905 an $3^1/_2$ Jahr an der IX. Bürgerschule und an der damit verbundenen Selekta für Mädchen. Zugleich war mir während der Jahre 1905—1908 ein Teil des Hausunterrichts beim Prinzen Carl Alexander zu Waldeck und Pyrmont übertragen.

Im Oktober 1908 gab ich meine Stellung auf, um an der Universität Leipzig zu studieren. Ich widmete mich pädagogischen, philosophischen und philologischen Studien und besuchte Vorlesungen und Übungen der Herren v. Bahder, Barth, Birch-Hirschfeld, Brahn, Brugmann, Dantzler, Davies, Deutschbein, Förster, Friedmann, Heinze†, Holz, Jungmann, Köster, Lamprecht, Merker, Meumann,

Monod, Schmarsow, Sievers, Spranger, Studniczka, Volkelt, Weigand, Weyhe, Witkowski, Wülker†, Wundt.

Den Spätsommer 1910 verbrachte ich studienhalber in Oxford und London.

Im Juni 1912 legte ich die pädagogische Staatsprüfung ab und erwarb die Lehrbefähigung in Pädagogik, Deutsch, Französisch und Englisch.

Für die freundliche Beratung bei Abfassung der vorliegenden Arbeit bin ich den Herren Professoren Spranger, Birch-Hirschfeld und Barth zu besonderem Danke verpflichtet.